

Frankfurter Allgemeine

Magazin

NOVEMBER 2014

FARAH DIBA

**ZU BESUCH IN
AMERIKAS
MUSIKSTÄDTEN**

**SCHMUCK UND
UHREN
AUF DIE HAND**

**DDR-KUNST
25 JAHRE
DANACH**







PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Ref. 5205G

BUCHERER
1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Berlin Frankfurt München | bucherer.com



Die Uhrmachermeister der «La Fabrique du Temps Louis Vuitton» haben 24 Zeitzonen auf einem handbemalten Zifferblatt verewigt, dessen Farbpalette von legendären Städten auf der ganzen Welt inspiriert ist. Die Stunden drehen sich um das Zifferblatt, während der gelbe Pfeil in der Mitte bewegungslos bleibt.

ESCALE WORLDTIME. ENTDECKEN SIE EINE WELT DER FARBEN.



LOUIS VUITTON



Welche Farbe hat Dein Glück?

Kollektion Wahres Glück

WAHRE  WERTE

Wellendorff

SCHMUCKMANUFAKTUR SEIT 1893

CHANEL





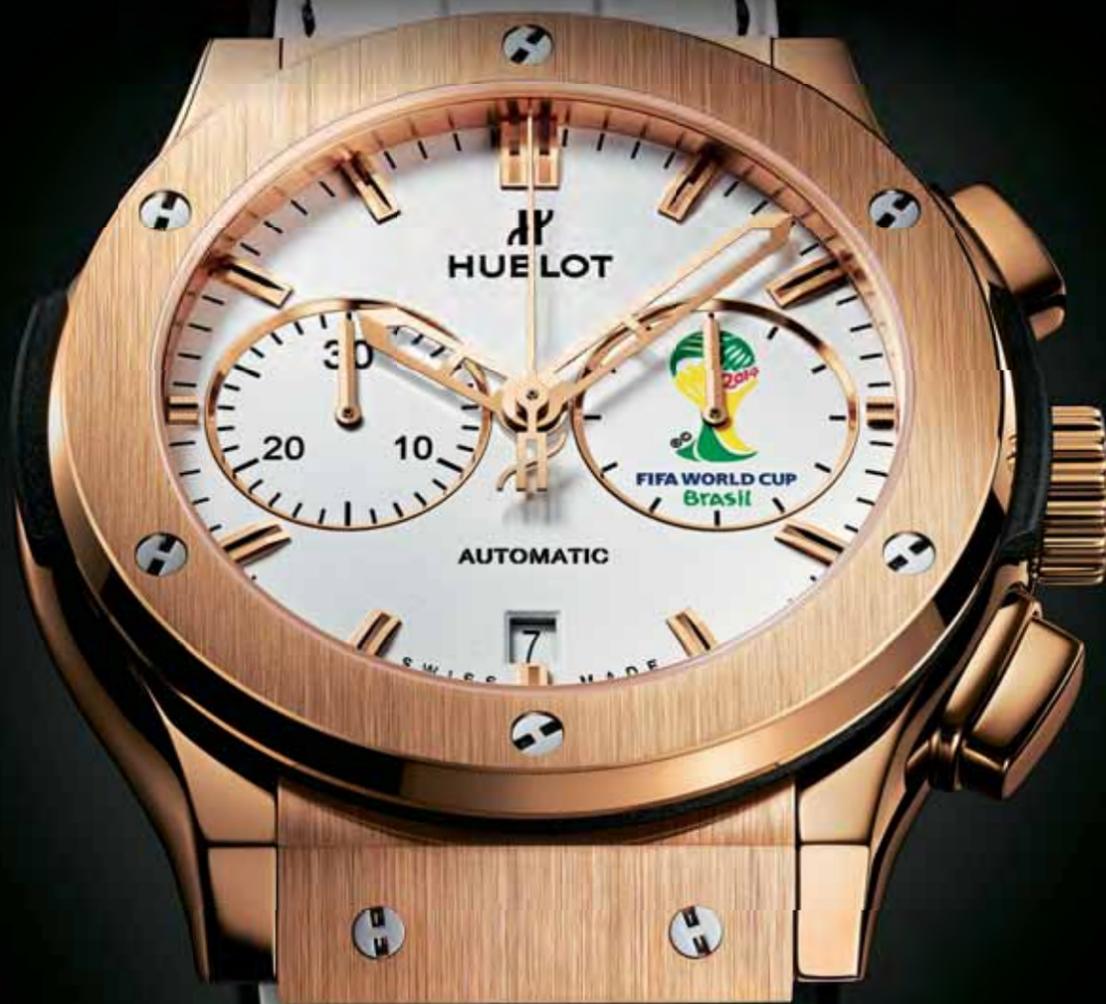
HUBLOT

T H E A R T O F F U S I O N



**CLASSIC FUSION
2014 FIFA WORLD CUP™ CHAMPION**

**Leidenschaft. Erfolg. Spitzenleistung.
HUBLOT gratuliert dem Weltmeister 2014!**



HUBLOT

BOUTIQUES
BERLIN • MUNICH

www.hublot.com • twitter.com/hublot • facebook.com/hublot

© The Official Emblem and Official Mascot of the 2014 FIFA World Cup Brazil™ and the FIFA World Cup Trophy are copyrights and trademarks of FIFA. All rights reserved.

GANZ GLANZ

Am Anfang dieses Heftes glänzten die Klunker. Also die teuren Stücke, die sich die Frau womöglich zu Weihnachten wünscht. Oder von denen sie sich wünscht, dass der Mann weiß, dass sie sich das wünscht. (Was sie sich wirklich wünscht, weiß man ja als Mann nie so genau.) Da lagen also Perlen und Steine und Goldreifen und Platinringe, die wir schön ins Bild setzten, wie man an der Fotostrecke mit Schmuck und Uhren (Seite 36) sieht. Und dann flogen da plötzlich noch ganz andere Schmuckstücke auf den Tisch. Als wir die alten Fotos von Farah Diba durchschauten und unser Titelbild entdeckten, wurde uns erst bewusst, dass Schmuck nicht nur ein Zeitvertreib für allzu reiche Frauen und heute immer öfter auch geltungssüchtige Männer ist. Sondern ein indirekter Sprechakt, ein diskretes Standeszeichen, ein direktes Machtmittel. Und zwar nicht erst seit den Zeiten des Schahs und seiner Frau. Bevor die Urmenschen kochen oder Fahrrad fahren oder sich das Smartphone vor die Nase halten konnten, schmückten sie sich schon mit Zähnen, Knochen, Fellen, Steinchen und anderer Beute. Es geht also beim Thema Schmuck, dem sich unser Heft auch mit einem Besuch bei der Cartier-Chefdesignerin widmet (Seite 44), nicht um Klimbim, sondern um eine anthropologische Konstante mit schillernder Wirkung. Schmuck glänzt, und er blendet uns. Er zeigt, was Sache ist, und lenkt gleichzeitig davon ab. Er ist teuer und für seinen Zweck dann doch fast preiswert. Schmuck ist also genau das nicht, was wir immer über ihn gedacht haben. Da sieht man mal, zu welchen Gedanken ein Interview mit einer ehemaligen Kaiserin verleiten kann. Man schaue sich nur das Foto von ihrer Krönung an. Der Brillant Nur-Ul-Ain, der Farah Dibas Diadem schmückt, von Juwelier Harry Winston in Form gebracht, hat 60 Karat und ist eine Art nationales Statussymbol. Wenn man vom Schicksal der Kaiserin liest, die erst ihr Land verlor, dann ihren Mann und schließlich auch noch zwei Kinder, kann man nicht sagen, dass ihr dieser schwere Brillant Glück gebracht hat. Andererseits: An diesem Stein allein lag es sicher nicht. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Claire Beermann, Dr. Rose-Maria Gropp, Thimo Heeg, Christiane Heil, Dr. Rainer Hermann, Philipp Krohn, Ole Löding, Melanie Mühl, Celina Plag, Anke Schipp, Peter-Philipp Schmitt, Florian Siebeck, Helge Sobik, Dr. Tilman Spreckelsen, Julia Stelzner, Carl Tillesen, Meltem Toprak, Axel Wermelskirchen, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

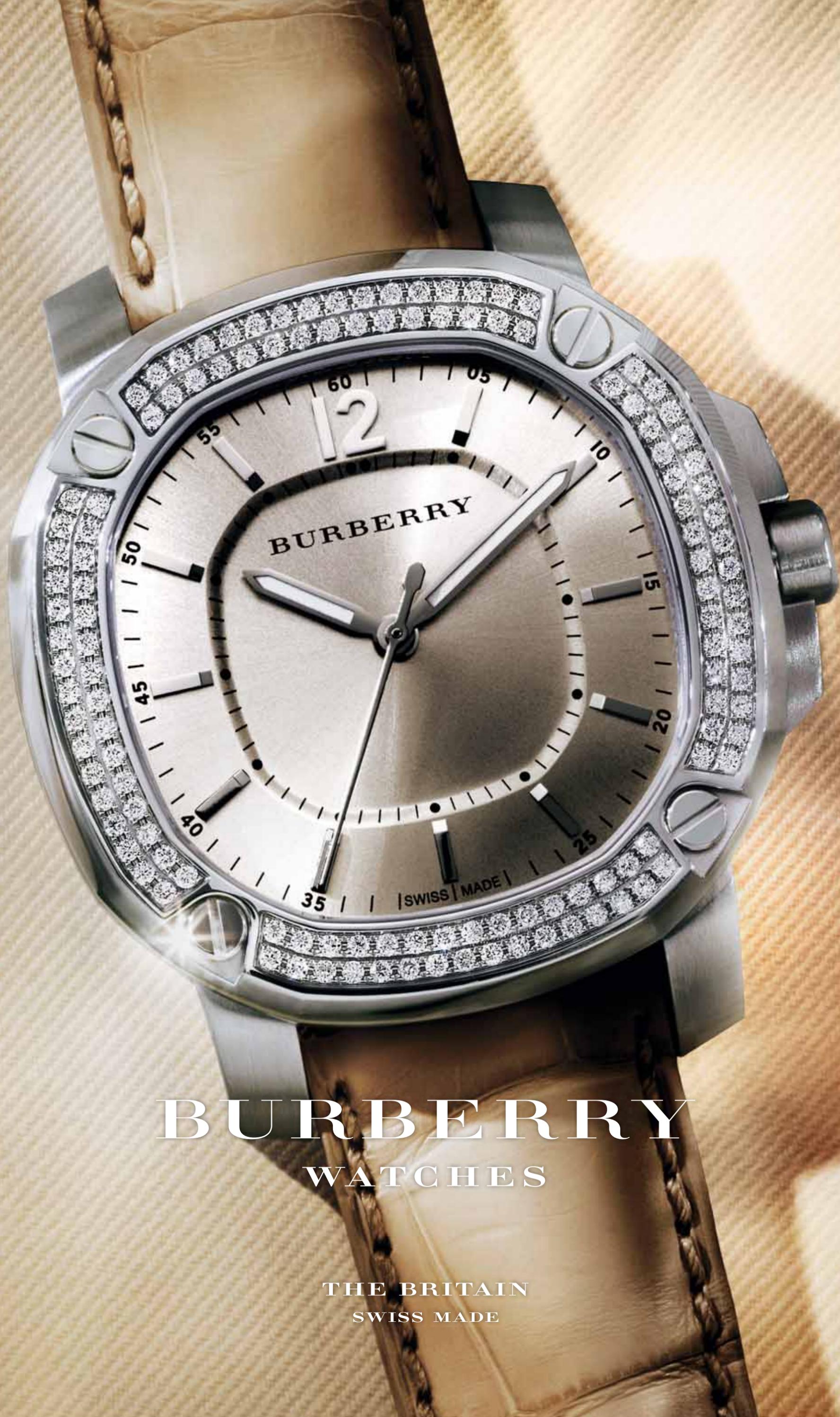
Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

Layout:
Verena Lindner

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg



BURBERRY

WATCHES

THE BRITAIN
SWISS MADE



THIEMO HEEG (links) und **RAINER HERMANN** waren 12 und 22 Jahre alt, als sie am Fernseher verfolgten, wie der Schah von Persien und Kaiserin Farah Diba 1979 das Land verließen. Auf seinen vielen Reisen nach Iran besuchte Hermann den Niavaran-Palast, den die Pahlawis bewohnt hatten, und das Museum, in dem Pfauenthron und Kronjuwelen ausgestellt sind. Weil Heeg davon erfuhr, dass das Regime Farah Dibas kostbare Kunstsammlung jetzt auf Welttournee schicken will, trafen die beiden Redakteure dieser Zeitung in Paris nun die Frau, die einst die Kronjuwelen trug (Seite 30). Sie vermisse den Glanz von damals nicht, sagt Farah Diba heute ohne Bitterkeit. Für ihre Ausstrahlung braucht sie ihn ohnehin nicht.



MELTEM TOPRAK, 1990 in Darmstadt geboren, studiert in Frankfurt Soziologie. In ihrem Blog setzt sie sich mit Mode, Weiblichkeit und Schönheit auseinander. Als sie auf Instagram den Trend zu Beauty-Bloggern mit orientalischer Herkunft beobachtete, forschte sie nach. Für uns hat sie vier junge Frauen gesprochen (Seite 70), die mit Schminktipp auf Youtube die Vorstellungen Zehntausender Mädchen in Deutschland prägen. Eine neue Welt auch für Meltem, obwohl sie Tochter alevitischer Einwanderer aus der Türkei ist.

MITARBEITER

PHILIPP KROHN ahnte nicht, wie sympathisch Rockstars sind, bevor er sich mit seiner Frau und seinen zwei Kindern für sechs Wochen in das Land der auch musikalisch unbegrenzten Möglichkeiten aufmachte. Dort recherchierte der Wirtschafts-Redakteur für sein Buch über die 25 Popmetropolen der Welt, das er mit seinem Freund Ole Löding schreibt. Eddie „King“ Roeser (links) von Urge Overkill („Girl, You’ll Be A Woman Soon“) nahm sich ganze drei Stunden Zeit, um Krohn durch Chicago zu führen (Seite 46). Zum Abschied gab’s noch eine Tüte Tortillachips. Auf [facebook.com/soundofcities](https://www.facebook.com/soundofcities) lässt sich nachvollziehen, wie „Sound of the Cities“ gerade entsteht.



LYNN SCHMIDT hat in ihren zwölf Jahren als Stylistin bei der deutschen „Vogue“ und in den anderthalb Jahren als Selbständige schon viele Menschen eingekleidet, von Top-Models wie Natalia Vodianova bis zu Stars wie Catherine Deneuve. Kein Wunder, dass die zur Münchenerin mutierte Hamburgerin, die bei John Neumeier Ballett und bei Jil Sander Stilgefühl lernte, alles ausstatten kann. Für unser Heft (Seite 36) dekoriert sie weibliche Hände mit Schmuck und Uhren. Mit den Fotografen Matthias Schönhofer und Christoph Rüttger hauchte sie den Bildern Leben ein. Und wie man sieht: im Handumdrehen.







Man muss ja nicht gleich mit den Steinen sprechen. Aber für die Cartier-Kreativchefin Jacqueline Karachi sind Juwelen keinesfalls kalte Objekte.



Wer hat hier gespielt? Und warum klingen viele amerikanische Städte noch immer wie Musik in unseren alten Ohren?



ZUM TITEL
Offizielles Porträt von Farah Pahlawi, der Kaiserin von Persien.

17 KARL LAGERFELD
25 HELEN BARBOUR
30 FARAH DIBA
42 JACQUELINE KARACHI
74 BETTINA BÖTTINGER

BAYREUTH Die schnelle Shopperin fährt in ihre alte Heimat und wundert sich über nichts. *Seite 18*

KORTRIJK Belgien kann sich zwar nicht selbst gestalten. Aber mit Objekten klappt es. *Seite 28*

MÜNCHEN Eine Frau hat den Schmuck ausgesucht, eine andere die Hände hingehalten. *Seite 36*

MEMPHIS Wir verraten es hier schon mal: In dem Studio oben spielte einst Elvis. *Seite 46*

LEIPZIG Wie geht es eigentlich der Kunst aus dem Osten heute? Das weiß nur Judy Lybke. *Seite 66*

KÖLN Bettina Böttinger wohnt in der Eifel, antwortet aber wie eine Rheinländerin. *Seite 74*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 6. Dezember bei.

Bettina Böttinger befragt ihre Gäste immer intensiv. Kein Wunder, dass sie unserem Fragebogen locker standhält.



Wenn es so billig zu haben wäre! Nur mit ein paar Nullen hintendran darf man nach unserem Schmuck greifen.

8 SPEZIELLE TAGE

7 | 17 NOVEMBER

SONDERPREISE NUR EINMAL IM JAHR
AUF ALLE KOLLEKTIONEN

**NOW OPEN
IN FRANKFURT**



Modulares Sofa aus mehreren Elementen **Mah Jong** mit Stoffbezug **MISSONIHOME**, design Hans Hopfer.

*Erdoğan: Europa will uns nicht mehr...
per Sicherheitsrat der UN auch nicht...*



*Also muß ich das alte
osmanische Kaiserreich
wieder neu auflieben lassen...*

KARL LAGERFELD ZEICHNET ERDOGAN ALS SULTAN

Jeder ist einmal an der Reihe. In seinen „Karlikaturen“ hat Karl Lagerfeld von Angela Merkel bis François Hollande und von Barack Obama bis Marine Le Pen schon viele Politiker karikiert. Zuletzt war David Cameron an der Reihe, der vor lauter Freude über das siegreiche Referendum wie ein Schuljunge im Schottenröckchen tanzte. Nun wendet sich unser Zeichner wieder einem aktuellen politischen Thema zu, das die Menschen wegen des schrecklichen Kampfes um die Stadt Kobane in Atem hält. Lagerfeld sieht den türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan in der Rolle eines Sultans aus längst ver-

gangenen Zeiten. Wie Süleyman der Prächtige glaubt er, über die halbe Welt zu herrschen. Der pelzverbrämte Kaftan, der mächtige Krummdolch in der Schärpe, der schmuckverzierte Turban und der Finger, der sich nach oben reckt wie das Minarett der Hagia Sophia, zeigen die Richtlinienkompetenz des Herrschers. Das ist in doppelter Hinsicht eine böse Pointe: Denn der allmächtige Herrscher bringt sich mit seiner Weigerung, den bedrängten kurdischen Verteidigern von Kobane Hilfe zukommen zu lassen, um seine Macht in der Region. Das Osmanische Reich sieht gerade ziemlich klein aus. (kai.)

BAYREUTH NEINGOLD

Ich bin in der Provinz aufgewachsen, in Bayreuth in Oberfranken, genauer gesagt, also im ehemaligen Zonenrandgebiet, was man als Jugendlicher natürlich nicht so richtig toll findet. Die Enge führt ja dazu, dass man immer dieselben Leute trifft, sich jeder Party-Fehltritt sofort herumspricht und einen ziemlich häufig das Gefühl beschleicht, dass sich das wirklich aufregende Leben irgendwo anders abspielt. Ganz unabhängig davon übrigens, wie viel Spaß man hatte. Was das Einkaufen betrifft, erinnere ich mich an ein paar kleine Jeans-Läden, in denen es ziemlich eng wurde, sobald man mit Freundinnen dorthin ging. Wir gingen zu Hertie, Woolworth und Benetton, wobei Benetton schon die gehobene Preisklasse war. Von den Eltern gab es höchstens zu Weihnachten mal einen Pullover oder einen Rock geschenkt. Die meiste Zeit verbrachten wir im Drogerie-Markt Müller, natürlich in der Kosmetik-Abteilung.

Über den Marktplatz und durch die Fußgängerzone fahren stets Busse. Die vielen Leute, die einsteigen und ausstiegen, vermittelten den Eindruck, es wäre viel los in unserer kleinen Stadt. Einmal im Jahr fuhren meine Mutter und ich nach Nürnberg zum Einkaufen.

Und heute? Heute ist die Fußgängerzone verkehrsberuhigt. Photo Porst, Woolworth und Benetton haben überlebt. Dort, wo früher meine Lieblings-Eisdiele war, ist jetzt ein Lebkuchenladen. Shoppingtechnisch betrachtet stellt sicherlich das Rotmain-Center den größten Gewinn für die Stadt dar: 20.000 Quadratmeter, zwei Ebenen, lichtdurchflutet und nur wenige hundert Meter von der Fußgängerzone entfernt. 1997 hat das Center eröffnet. Es wirbt mit solchen Worten für sich: „Auf der Suche nach den neusten Modetrends, schönen Geschenkideen oder einfach nur Lust zum bummeln, in unseren 80 Fachgeschäften finden Sie ein attraktives Angebot.“ Das Rotmain-Center betreibt auch eine Facebook-Seite: „Kuschel-

Weshalb hier einkaufen?
Festspielhaus, Oper, Schloss
und Hofgarten sind spannender
als ein Einkaufszentrum.

Von Melanie Mühl

looks für kältere Tage – Die schönsten Stricksachen. Wenn es draußen stürmt und schneit, machen wir es uns so richtig muckelig.“ Muckelig! Dieses Wort hat man schon lange nicht mehr gehört. Und weiter: „Mit unserem Wintermode-Guide bereiten wir Euch optimal auf die weiße Kuschelzeit vor. Ob grober Strick, Oversize-Mäntel oder detailverliebter Schmuck – mit den richtigen Must-Haves kommt Ihr modisch durch den Winter.“ Sollen uns also jetzt Esprit, New Yorker, Pimkie, Promod, s.Oliver, Zero, Deichmann, C&A oder G-Fashion in Jubelstürme versetzen? An unserer Apathie ändert auch die schöne Idee des Midnight-Shopping an Nikolaus nichts.

Eine Sache aber ist tatsächlich phänomenal. Mitten im Rotmain-Center stehen Ponys, Esel, Einhörner und Zebras, Plüschspielzeuge in unterschiedlicher Größe, die man sich für zwei Euro mieten kann, um damit durch das Einkaufszentrum zu reiten. Diese Spielzeugtiere, „Inline Animals“ genannt, lassen sich in Bewegung versetzen, indem man eine Reitbewegung nachahmt. Zugegeben: Diese Form der Bepassung ist eher etwas für Kinder als für Erwachsene, es sei denn, man möchte sich lächerlich machen.

Die freundliche junge Frau, die für die Vermietung der Tiere zuständig ist, erzählt jedenfalls, dass nicht nur Kinder ihre Kunden seien, sondern auch Jugendliche. Wenige Minuten später reiten zwei Jugendliche laut lachend an mir vorbei. Um so ein „Inline Animal“ (das Modell Paula in „small“ kostet 189 Euro und eignet sich für Dreibis Sechsjährige) in den eigenen vier Wänden ausreiten zu können, sollte man idealerweise über mehrere hundert Quadratmeter Wohnfläche verfügen. Vielleicht lädt das Modell Paula (die Sattelhöhe der Größe „small“ beträgt 50 Zentimeter, die Tragkraft 35 Kilogramm) die Kinder auch gerade dann zu einem Ausritt ein, wenn die Wohnung kleiner ist.

Trotz der Inline-Animals: Es gibt so viel Schönes in Bayreuth! Das Festspielhaus beispielsweise, das Richard-Wagner-Museum, das Markgräflichen Opernhaus, das Neue Schloss und die Spitalkirche. Und natürlich den Hofgarten! Weshalb also shoppen? ◀





BVLGARI
LVCEA



PRÊT-À-PARLER



RECHT FÖRMLICH RICHTUNG FROST

Die Mode hat auf alles Mögliche zu reagieren – aufs Digitale, mit Looks, die auffallen müssen, sogar auf dem kleinen iPhone-Bildschirm; auf die Krisenstimmung, mit Silhouetten und Farben, die an die Freiheit der siebziger Jahre erinnern; auf den Klimawandel, zum Beispiel mit Daunenjacken, die kaum mehr welche sind. Oder erinnert die beige-grüne Steppjacke von Woolrich (1) noch jemanden an die dicken Kapuzen-Parka der italienischen Marke? Gerade in den besseren deutschen Stadtvierteln gehörten sie in den vergangenen Saisons schon beinahe zum Straßenbild. Dann kam der Winter 2013, und statt der dicken Daunenjacke genügte selbst hierzulande eine warme Herbstjacke oder sogar ein Blazer aus Wolle mit Schal. Also reagiert die Mode jetzt darauf – und fertigt Daunenjacken mit der Anmutung von Blazern. Man sieht

es nicht nur bei Woolrich, sondern auch bei Moncler (2). Thom Browne, Designer der Linie „Gamme Bleu“ des Hauses, entwirft für den jetzt kommenden Winter Daunenjacken, die mit Muster, Revers und Knopfleiste so verfremdet sind, dass sie eigentlich keine mehr sind. So sehen Männer auch an Abenden Mitte Dezember auf der Straße ähnlich elegant aus wie sonst nur in beheizten Räumen, wenn sie die Jacken längst ausgezogen haben.

Möglichst dünn, möglichst locker, möglichst fein: Die aktuellen Daunenjacken, die fast schon wie Sommerdaunenjacken aussehen, lassen sich so einfach über den Bürostuhl hängen wie sonst nur Anzugjacken. Die grüne Blazerjacke von Camel Active (3) für Damen, ebenfalls mit Revers, ist so bürotauglich wie die schwarze Jacke von Victorinox (4) für Herren. Nur das dezente Camouflage-

Muster könnte den Chef irritieren. Sollte der schnell aus der Fassung zu bringen sein, werfen Sie also besser den grauen Blazer-Mantel von Mooter (5) über den Drehstuhl. Oder tragen, als Frau, die Jacke mit Ellenbogen-Flicken von Duvetica (6). Da denkt niemand ans Militär, sondern allenfalls an den englischen Adel.

Viel Arbeit soll der ja auch nicht haben, so kommen wir ganz locker auf die Freizeit zu sprechen. Die Modelle von Herno sehen nicht besonders förmlich aus und wahren dennoch die Blazer-Form. Den Modellen für Herren verpasst die Marke zum Beispiel passende Strickelemente für drunter (7), den Modellen für Frauen einen gewissen Glanz (8). Den kennt man, klar, noch von den alten Daunenjacken. Soll nur ja niemand vergessen, wie kalt die Winter früher waren. (jwi.)



DEUTSCHLAND: AGENTEN
PLZ 0/1/2/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWÄRK
T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWÄRK@WEB.DE
PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR RIEXINGER
T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEXINGER.DE

RAUMGESTALTUNGSDIENST VERFÜGBAR BEI MINOTTI AUTORISIERTEN HÄNDLERN

SITZSYSTEM WHITE | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti

CREATE YOUR OWN DESIGN EXPERIENCE AT MINOTTI.COM

KINDERKRAM

Ob wir mit unserem Sohn eigentlich schon mal in Weimar gewesen seien, hatte unsere Freundin, die Buchhändlerin, gefragt, als wir am Telefon den nächsten Spieleabend ausmachten, das wäre doch spannend für den Jungen.

Glaubst du, hatte ich gefragt. Schließlich hat er in der Schule noch nichts von Goethe gelesen und zu Hause auch nicht. Als ob es in Weimar nur Goethe gäbe, hatte die Buchhändlerin geantwortet. Dann murmelte sie irgendwas mit „Genau das Richtige für euch!“ und legte auf.

Als sie dann zu uns kamen und meinen nordhessischen Cousin in unserem Wohnzimmer sahen, sagte die Buchhändlerin, dass das aber eine schöne Überraschung sei, und ihr Mann Ullrich sagte, Überraschung auf jeden Fall. Mein nordhessischer Cousin sagte, er freue sich auch. Die Buchhändlerin packte einen Karton aus, auf dem „Weimar-Spiel“ stand, und legte Karten, Plaketten und den Spielplan auf den Tisch.

„Deutsches National Theater“ las unser Sohn vor, „Bauhaus Museum“ und „Christoph Martin Wieland“.

Das ist alles Weimar, sagte die Buchhändlerin stolz, und unsere Spielfiguren gehen zwischen den Bauwerken und den Dichtern hin und her. Gewonnen hat, wer als erster beim Wittumspalais angekommen ist.

Und das Grüne da zwischen den Feldern, sind das Saurer Spuren, fragte Ullrich.

Das sind natürlich Ginkgoblätter, sagte die Buchhändlerin streng. Machst du das eigentlich extra?

Sie verteilte die Spielfiguren unter uns, und mein nordhessischer Cousin teilte sich eine mit unserem Sohn. An bestimmten Feldern mussten Wissenskarten gezogen werden, auf denen Fragen und mögliche Antworten standen. Die meisten waren zu schwer für uns. Meine Frau wusste nicht, wer Franz Kirms war („Geheimer Hofrat und Theaterleiter zur Zeit Goethes“), die Buchhändlerin hatte keine Ahnung, in welchem Stil das „Lesemuseum“ am Goetheplatz im Jahr 1859 errichtet wurde („im ionischen Stil“), und ich scheiterte an der Frage nach Schillers Lieblingsrestaurant. Kein Wunder: „Schiller war kein Freund von Restaurantbesuchen“, las Ullrich vor.



Hat der nicht immer an verfaulten Äpfeln gerochen, fragte mein nordhessischer Cousin. Das steht nicht auf der Karte, sagte Ullrich, kennst du dich mit sowas aus? Ich dachte, bei euch vergammelt nur die Wurst.

Wenn du nicht friedlich bist, Ullrich, fing die Buchhändlerin an, aber ihr Mann hatte schon die nächste Wissenskarte gezogen und reichte sie mir zum Vorlesen.

„In welchem Stück von Goethe nimmt Iphigenie die Hauptrolle ein“, war die Frage. Ullrich musste sich bei der Antwort zwischen „Clavigo“, „Stella“ und „Iphigenie auf Tauris“ entscheiden.

Kann es sein, dass manche Fragen ein bisschen leichter sind als andere, fragte die Buchhändlerin. Sie war inzwischen im Haus der Frau von Stein angekommen.

Wer wohnte da, fragte unser Sohn, und mein Cousin erzählte ihm von der Liebe zwischen Goethe und der verheirateten Frau von Stein und dass Goethe darüber eines seiner schönsten Gedichte geschrieben habe.

Warum gabst du uns die tiefen Blicke, sagte die Buchhändlerin.

Uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen, ergänzte mein nordhessischer Cousin.

Wirklich sehr schön, sagte die Buchhändlerin zu meinem Cousin, ich wusste gar nicht, dass du dich mit Gedichten auskennst.

Was hat eigentlich Herr von Stein zu den beiden Turteltäubchen gesagt, fragte Ullrich mürrisch.

Und ich brachte unseren Sohn ins Bett. *Tilman Spreckelsen*

WIR GUTBÜRGER

Nach den Lohas sind wir dran. Nach dem „Lifestyle of Health and Sustainability“ jetzt also ein neuer Typ Konsument, der beim Einkauf von Gebrauchsgegenständen und Verbrauchsmitteln eine nie dagewesene Sorgfalt an den Tag legt: Wir, die Gutbürger. Wir gehen nicht einfach in die Drogerie, wenn wir eine Zahnpasta brauchen, oder in den Supermarkt, wenn wir Lust auf Kekse haben. Nein, wir informieren uns, vergleichen, gehen entlegenen Hinweisen nach, prüfen, überlegen, machen Umwege, sogar Reisen, und geben Sonderanfertigungen in Auftrag. Der Gutbürger kauft eine rare britische Kräuter-Zahnpasta im Museums-Shop in Bilbao, hausgebackene Mohn-Käse-Monde in einer Südtiroler Käserei, ein französisches Pfeffer-Spülmittel in einem Berliner Hinterhof-Concept-Store oder lässt sich ein limitiertes Surfer-Sweatshirt aus einer Hütte in Venice Beach mitbringen.

Warum all dieser Aufwand, um am Ende ein möglichst abwegiges Nischenprodukt zu erwerben, das zwar teurer ist, aber auch nicht besser? „Schade um das schöne Geld“, sagen die Aldi-Bürger. „Warum tun die sich das an?“, rätseln die Feuilletonisten. Zunächst hatten sie die Gutbürger verdächtigt, einfach nur „Früher-war-alles-besser-Bürger“ zu sein. Als sich herausstellte, dass viele von ihnen technikaffine Early Adopter sind, machten sie aus ihnen „Ich-bin-was-Besseres-Bürger“. Dabei ist der Gebrauch einer Zahnpasta sicher nicht das effektivste Mittel, um materiell und kulturell Minderbemittelte zu snobben.

Die Lohas wollten gesunde und nachhaltige Produkte. Marktforscher beobachten nun im Auftrag der Konzerne uns Gutbürger beim Suchen, Grübeln, Zögern. Womöglich wissen wir gar nicht genau, was wir wollen. Ich verrate Ihnen hier das Geheimnis: genau! Wir wissen tatsächlich oft nicht, was wir wollen. Aber wir wissen genau, was wir nicht wollen. Wir sind die Protestwähler des Konsums. Warum sympathisieren wir mit Manufakturen, Familienbetrieben, Hinterhöfen, Seitenstraßen? Falsche Frage. Richtiger: Warum entziehen wir den Marktführern, Ketten, Fußgängerzonen, Shopping Malls unser Geld?

Es ist ganz einfach: Wirtschaftliche Machtkonzentrationen führt als Form des Marktversagens zu volkswirtschaftlich ineffizientem Ressourceneinsatz und unerwünschten



Aus dem Naturheilkräutergarten: Weleda lässt seine Kosmetikzutaten gutmenschengerecht in Schwäbisch Gmünd blühen.

Verteilungswirkungen. Man begreift es, wenn man eine Dreiviertelstunde in der Warteschleife einer Kunden-Hotline festhängt. Wenn man liest, wie Lebensmittelkonzerne Kennzeichnungspflichten zu Fall bringen, wie Versandhändler ihre Lagerarbeiter ausbeuten, unter welchen Umständen in den fernöstlichen Zulieferbetrieben der Textilketten gearbeitet wird, wie Konzerne, die fast überall tätig sind, fast nirgends Steuern zahlen ...

Unser Herz schlägt für David, weil wir mit Goliath schlechte Erfahrungen gemacht haben. Den Lohas war wichtig, was sie kaufen. Wir Gutbürger heben den Konsum auf eine neue Ebene: Wir überlegen uns genau, was wir kaufen und von wem wir es kaufen. Vielleicht ist unser Leben deshalb so kompliziert. Und vielleicht sind wir deshalb wirklich die besseren Bürger. Na ja, falls Sie mich irgendwo mit meinen lederbezogenen britischen Hosenträgern auf meinem in Detroit maßgefertigten Retro-Rennrad mit Holzfelgen sehen, brauchen Sie nicht anzuhalten, um mir dafür zu danken, dass ich die bedrohte wirtschaftliche Artenvielfalt rette. Ist schon in Ordnung so. Wir tun das gern für Sie. *Carl Tillessen*

PRÊT-À-PARLER

EIN KITT FÜR ALLE FÄLLE

Im Internet lässt sich alles kaufen. Größe und Gewicht des Objekts spielen nur insofern eine Rolle, als klein und leicht weniger Kosten verursachen. Insofern ist ein Stuhl, der in einem handlichen Paket geliefert wird, allemal besser als in einem Kofferraum. Der Auftrag, den der Münchner Designer Stefan Diez von Rolf Hay bekam, war unmissverständlich: Der Däne, der erst vor zehn Jahren mit seiner Frau Mette die nach ihm benannte und inzwischen überaus erfolgreiche Möbelmarke gründete, wollte einen „Online-Stuhl“. Herausgekommen ist „Kitt“: Der zerlegbare und 3,6 Kilogramm schwere Stuhl passt in ein Paket, das nur 70 mal 60 mal 15 Zentimeter misst.

Stefan Diez hat aber nicht nur einen Stuhl entworfen, der in Einzelteilen ins Haus kommt und selbst zusammengebaut werden kann. „Kitt“ ist ein so eleganter wie qualitätsvoller Entwurf, der das Zeug zum Klassiker hat. Dafür spricht seine Gestalt (die Rückenlehne ist annähernd so groß wie die Sitzfläche) und auch das Material: Sitz und

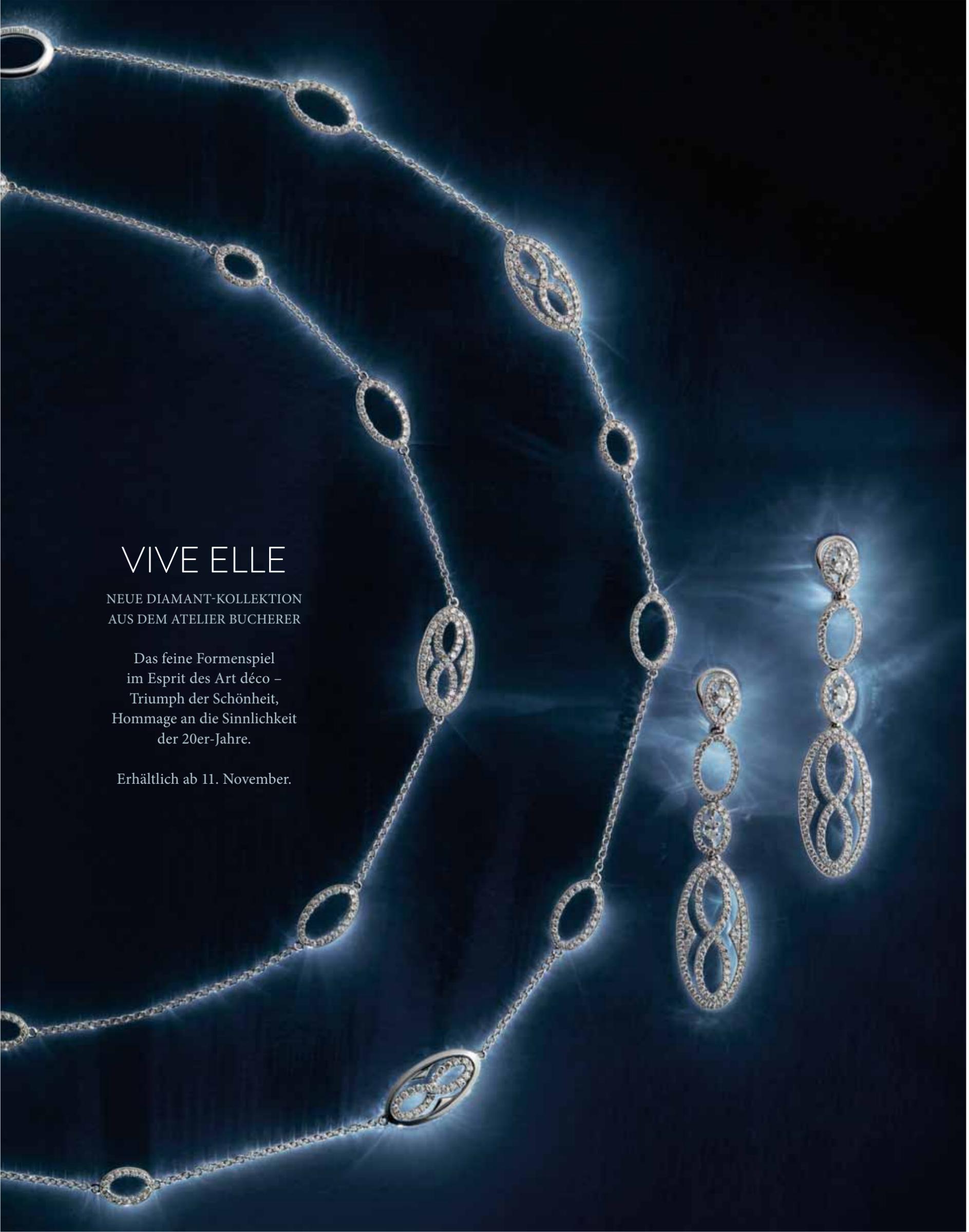
Lehne bestehen aus Eschenholz furniert, die Beine aus Massivholz, nur die Verbundteile und der Rahmen sind aus Kunststoff, einem robusten Polyamid. „Kitt“ gibt es in fünf Farben: Schwarz, Grau, Sand, Mauve und Weiß.

Diez hat sich bei seinem Entwurf unverkennbar an einem berühmten Vorläufer orientiert – dem 1859 von Michael Thonet entwickelten „Konsumstuhl Nr. 14“. Wie bei dem Thonet-Klassiker stecken bei „Kitt“ die vorderen Beine im Rahmen der Sitzfläche, die hinteren sind in Form eines „U“ an den Rahmen geschraubt und nehmen oben die Lehne auf. Der „Nr. 14“, noch heute bei Thonet im Programm als „214“, war das erste Möbelstück, das in industrielle Serienfertigung ging. Auch er war ein Verpackungswunder: Bis zu 36 zerlegte Stühle konnten in einer Kiste von nur einem Kubikmeter verschickt werden.

„Kitt“ steht ihm in nichts nach. Nun muss sich nur noch zeigen, ob der Stuhl nach seiner Markteinführung ähnlich erfolgreich wird wie Thonets Stuhl, der sich immerhin bis 1930 schon 50 Millionen Mal verkaufte. (pps.)



Bein, Bein, Sitz, Lehne: Der neue Stuhl von Stefan Diez, den Hay als „Kitt“ auf den Markt bringt, kommt als handliches Paket ins Haus.



VIVE ELLE

NEUE DIAMANT-KOLLEKTION
AUS DEM ATELIER BUCHERER

Das feine Formenspiel
im Esprit des Art déco –
Triumph der Schönheit,
Hommage an die Sinnlichkeit
der 20er-Jahre.

Erhältlich ab 11. November.

BUCHERER

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne
Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich | Wien | Paris | bucherer.com

EST. 1973

Timberland 

BEST THEN. BETTER NOW.

SIE IST SCHÖN, ABER WER IST SIE?

Der rote Teppich hat Hollywoods früherem „It-Girl“ Renée Zellweger in den vergangenen Jahren nicht gut getan. Das Flanieren bei den Oscars im Februar 2013 wurde zum Speißbratenlauf, als sich Fans und Schauspielkollegen über die botoxstraffen Gesichtszüge der damals Dreiundvierzigjährigen mokierten. Ein halbes Jahr später spekulierte der Cyberspace über Kinn-Implantate und Injektionen, als die Schauspielerinnen faltenfrei zu einer Film Premiere erschien. Den Schönheitschirurgischen Gau erlebte die Texanerin jetzt aber bei den „Women in Hollywood Awards“ der „Elle“ in Los Angeles. „Nicht mehr wiederzuerkennen“, „verdächtig aufgedunsen“: Solche Verdikte mischten sich auf den People-Websites mit Ferndiagnosen zu Lid- und Nasolabialfaltenkorrekturen oder Stirnlifting.

Zellwegers Gesicht, von der New Yorker Filmkritikerin Janet Maslin nach dem Sportdrama „Jerry Maguire“ vor fast 20 Jahren noch als „unkonventionell hübsch“ gelobt, reiht sich plötzlich in Hollywoods gefälligen Mainstream: Robin Wright mit Cameron Diaz' Wangenknochen und Daryl Hannahs Augenpartie. Vorbei die Zeit des charakteristischen Schlupflids, das Renée Zellwegers Bridget Jones noch ein Stück verhuschter aussehen ließ. Hat sie Colin Firth' Diktum „Ich mag Dich so wie Du bist“ an alle Frauen ohne Model-Gesicht und ohne Wespentaille damals einfach überhört?

Wohl kaum. Wie Meg Ryan und Lara Flynn Boyle, die in ihren Zwanzigern als mädchenhafte Idole Karriere machten, wird die 45 Jahre alte Zellweger weiter an ihrer jüngeren Version gemessen. Während die Oscar-Preisträgerinnen Meryl Streep und Helen Mirren schon als Anfängerinnen reifere Frauen spielten und vor der Kamera alterten, erinnern sich die meisten Kinobesucher an Zellweger als Plattenverkäuferin im Minirock („Empire Records“), jugendliche Mutter („Jerry Maguire“) oder orientierungslose Bridget Jones auf der Suche nach Weiblichkeit. Die Rolle einer Rollstuhlfahrerin mittleren Alters, von der Tochter eines Schweizers vor vier Jahren in dem Road-Movie „My Own Love Song“ gespielt, schien dagegen so wenig zu ihrem Image zu passen, dass viele Zuschauer schon bei der Premiere den Saal verließen.

Bei dem Auftritt auf dem roten Teppich der „Women in Hollywood Awards“ vor gut zwei Wochen konnte die Oscar-Gewinnerin es daher nur falsch machen. Wäre Zellweger vier Jahre nach ihrer vorerst letzten Rolle au naturel erschienen, hätten die Kritiker schlaffe Haut, sackende Wangen und noch tiefer hängende Lider moniert. Wie die Verrisse ihres neuen Gesichts zeigen, stand aber auch der Versuch, die Erwartung dauerhafter Jugend durch Skalpell-



Genug gelästert: Renée Zellweger kann schließlich nicht immer ein Kinderstar bleiben. Vor kurzem sah man das ganz deutlich.

Metamorphosen zu erfüllen, nicht unter einem glücklichen Stern. Statt elegantes Altern zu fördern, in Hollywood synonym mit nie endenden dezenten Eingriffen, langten die Ärzte offenbar zu schnell und zu heftig hin.

„Das ist weder Botox noch eine Schönheitsoperation. Das ist wie ein Suchbild bei einer Vermisstenmeldung“, spottete die britische Komikerin Viv Groskop. Renée Zellweger selbst leugnet jede kosmetische Hilfestellung und lobt das gesunde Leben an der Seite des Musikers Doyle Bramhall. „Ich habe mir früher zu viel aufgeladen und mich zu wenig um mich selbst gekümmert. Heute bin ich ein anderer Mensch. Ich bin glücklich“, sagte sie dem Magazin „People“. Sie sieht auch wirklich gut aus. Nur eben nicht mehr wie Renée Zellweger. *Christiane Heil*

PRÊT-À-PARLER



Immer wenn es regnet: Prominente in Wachsjacken wie Lily Allen in Glastonbury (2007, links) oder Prinzessin Diana (1985, Mitte) gaben der Marke einen Schub. Jedenfalls mehr als Helen Mirren, die in ihrer Rolle im Film „Die Queen“ (2006) darin zu sehen ist.

„KOPIEN UNSERER JACKE STÖREN MICH NICHT“

Frau Barbour, die Wachsjacken aus Ihrem Haus sind jetzt im Herbst wieder häufiger zu sehen. Ist das ein Comeback?
Nein, das kam einfach so mit Glastonbury im Jahr 2006. Und wissen Sie warum? Weil es bei dem Festival geregnet hat. Und weil unsere Jacken von bestimmten Leuten getragen wurden, die als cool galten.

Wenn jemand von den Arctic Monkeys eine Barbour-Jacke trägt, dann will ich auch eine?

Oder man hat schon eine im Schrank hängen und sagt sich dann: Jetzt hole ich meine auch mal wieder heraus. Wir wissen zwar, wohin es gehen soll, mit mehr Kollektionen, Schuhen und T-Shirts. Aber wir haben uns nie überlegt, wie wir jetzt unbedingt cool werden.

Trotzdem: Überfordert das, was Barbour heute ist und eines Tages sein könnte, nicht ein Familienunternehmen?

Nein. Eigentlich gibt es nur meine Mutter, ein Gremium und mich, das genügt. Ich darf bei Entscheidungen meine Meinung sagen, meine Mutter hat aber das letzte Wort.

War das schon immer so?

Mit jeder Generation gab es Änderungen. Hauptsächlich deshalb, weil diese Leute jeweils an etwas interessiert waren, das nichts mit Barbour zu tun hatte. Mein Ur-Ur-Irgendwas-Großvater John hat das Geschäft seinerzeit gegründet, um Wachsjacken für Fischer zu fertigen. Dann kam sein Sohn Malcolm. Er wollte eigentlich Journalist werden, aber weil sein Vater ihm wohl sagte, dass er im Betrieb arbeiten soll, gab er die ersten Kataloge heraus. So wurde aus Barbour ein Kataloggeschäft, und die Jacken wurden auch an die Streitkräfte geliefert. Dann kam mein Opa Duncan nach dem Zweiten Weltkrieg aus japanischer Gefangenschaft. Er fuhr unheimlich gern Motorrad, also entwarf er Motorradjacken. Mein Vater, der am liebsten Bauer geworden wäre, musste auch im Betrieb arbeiten. Als er starb, kam meine Mutter dazu und mit ihr Designer, Marketing, PR und so weiter, denn Barbour wurde größer.

Weil damals viele Modemarken groß wurden?

Ja, aber wir waren nie wirklich modisch. Abgesehen von den Achtzigern, als Prinzessin Diana Barbour trug. Da freuten wir uns natürlich, aber unsere Richtung hätten wir nie geändert. Wir hatten damals gerade mal rund zehn verschiedene Jackenmodelle, ein paar Socken, einen Hut.

Heute steht Barbour für einen ganz bestimmten Stil, die Jacken sind ein Markenzeichen. Wie schützen Sie das Image?

Das „English Dictionary“ hat angefragt, ob sie Barbour im Lexikon aufführen dürfen, als Beschreibung für eine Wachsjacke. Wir sagten nein. Das ist so wie bei Hoover und dem Staubsauger. Irgendwann übernahm man den Begriff, und jetzt ist *hoover* das englische Wort für staubsaugen. Die Leute sagen: Ich trage meine Barbour-Jacke, selbst wenn es keine ist. Eigentlich ist uns das egal. Ich war gestern in Münster in unserem Shop. Dort gibt es in der Fußgängerzone einen Laden, der eine andere bekannte Marke führt, mit einer Kopie unserer Jacke. Mich stört das nicht, solange da nicht Barbour draufsteht und die Jacke von schlechter Qualität ist, sodass die Leute sagen können: Schau mal, was Barbour für eine schlechte Marke ist.

Die Jacken eignen sich auch gut dazu, in Romanen Figuren zu beschreiben. Da hat man gleich ein Bild von der Figur vor Augen. Zählen Sie solche Erwähnungen überhaupt noch?
Wenn ich lese: „Sie zog ihre Barbour-Jacke aus“, dann bin ich immer noch überrascht. In einem Buch von Patricia Cornwell geht es um eine Forensikerin. Die ist am Tatort, wäscht sich die Hände und zieht die Barbour-Jacke aus, die so streng nach Wachs riecht. Ich dachte mir an dieser Stelle: Nein, sie riecht nicht nach Wachs, es ist Wachs.

Die Luxuswelt fürchtet eine neue Krise. Und Sie?

Nein. Wir hören zwar immer, wie schlecht es bei manchen läuft. Aber dann schauen wir auf unsere Zahlen, und da läuft es überhaupt nicht schlecht. *(Klopft auf den Holztisch)*

Was gab der Marke also nun den größten Schub? Alexa Chung, Lily Allen und die Arctic Monkeys, die Ihre Jacken damals in Glastonbury trugen? Helen Mirren als „The Queen“? Oder Daniel Craig im Film „Skyfall“?
Auf jeden Fall Glastonbury. Denn dabei handelte es sich um lebendige Personen. Die Leute wollen aussehen wie echte Menschen.

Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.



Das vorletzte Wort: Helen Barbour spricht gern über das Familienunternehmen. Das allerletzte Wort hat allerdings ihre Mutter.

SCHAU-GENAU-MODE

Seit 1971 gibt es in Deutschland das Konzentrationsspiel „Schau genau“. Kinder der Babyboom-Generation werden es noch aus ihrer Grundschulzeit kennen. Man ordnet dabei 16 Karten mit nahezu identischen Abbildungen – zum Beispiel einem Schneemann oder eine Froschfamilie – den deckgleichen Bildern auf einer Legetafel zu. Das ist nicht so einfach, wie es klingt, weil sich die 16 Schneemänner bis auf marginale Unterschiede ziemlich ähnlich sehen und man wirklich genau zu schauen hat.

Ein bisschen wie dieses Spiel funktioniert die Mode von Coperni Femme. Das Label wurde 2013 von Sébastien Meyer und Arnaud Vaillant gegründet. Die zwei Franzosen, die sich aus der Pariser Modeschule Mod'Art International kennen und auch privat ein Team sind, entwerfen genau die Art von Kleidern, bei denen man zweimal hinschauen muss, um zu verstehen, was sie von anderen Jungdesigner-Entwürfen abhebt. Auf den ersten Blick sehen wir zum Beispiel ein schwarzes Kurzarmhemd – ordentlich geschnitten, puristisch, jugendlich frisch. Ein T-Shirt wie 15 andere T-Shirts auch. Auf den zweiten Blick, und vor allem in Bewegung, sieht man viel mehr: nämlich die horizontal verlaufenden Schlitzlöcher, die vom Hals abwärts einen flüchtigen Blick auf die Schulterpartie der Trägerin erlauben. Allerdings so, dass es nicht obszön wirkt, sondern verheißungsvoll charmant.

Meyer und Vaillant arbeiten nach einem simplen Konzept: Sie wollen Menschen anziehen, keine verrückten



Très français: Sébastien Meyer (links) und Arnaud Vaillant machen Mode, die verspielt und doch tragbar ist.

Kunstkleider erfinden. „Man erwartet von uns innovatives Handwerk, in eine tragbare Form übersetzt“, erzählt Sébastien, der selbst für die kreative Gestaltung verantwortlich ist, während sein Partner Arnaud den wirtschaftlichen Part übernimmt. „Eines der Kleider aus unserer neuen Sommerkollektion ist zum Beispiel mit einem geometrischen Muster versehen, für das wir den Stoff mehrfach geschnitten und gefaltet haben. Dieser Arbeitsprozess dauert zwei Tage, nur um das fertige Muster am Ende in eine ganz schlichte Silhouette zu übertragen – in diesem Fall als dreidimensionale Textur an der Vorderseite eines Kleids. Allerdings verleiht diese Art der Textilherstellung dem Entwurf zuletzt einen enormen künstlerischen Wert.“

Der architektonisch-technische Umgang mit dem Material ist wichtig für Coperni Femme. Der Name des Labels ist schließlich von dem Mathematiker und Astronomen Nikolaus Kopernikus abgeleitet. Coperni Femme ist eben auch keine Marke für Mädchen, sondern für erwachsene Frauen. Die Verbindung aus eleganter Sinnlichkeit und geschliffenem Handwerk scheint aufzugehen: Gerade wurden die beiden mit dem hochdotierten Preis der Association Nationale de Développement des Arts de la Mode (ANDAM) unter der Schirmherrschaft von Nathalie Dufour ausgezeichnet.

Und obwohl Sébastien und Arnaud noch aus Studienzeiten an das Einsammeln von Preisen gewöhnt sind, wird diese renommierte Auszeichnung positiven Einfluss haben. Schließlich ist die finanzielle Unsicherheit eine der größten Herausforderungen, die man als Mode-Start-up zu bewältigen hat. Die Kunst besteht nun darin, weiterhin Kleider zu entwerfen, die nicht nur innovativ sind, sondern auch gekauft und getragen werden.

Jetzt gibt es Coperni Femme immerhin schon an einer der besten Adressen für neue Designer-Entdeckungen zu kaufen: bei Opening Ceremony in New York, London, Los Angeles und Tokio. Der Geist der Marke aber bleibt in Paris, und auch die Kundin ist, wie Sébastien und Arnaud finden, ganz französischer Natur: „Wir wollen ein Kleidungsstück machen, das die Trägerin glauben lässt, alles sei in der Sekunde des ersten Anblicks gesagt – obwohl es tatsächlich mehrere Minuten dauert, bis man jedes Detail verstanden hat“, sagt Sébastien. „Dieser Kontrast von Nonchalance und versteckter Komplexität ist für uns die Essenz des Pariser Stils.“ Bei diesem Konzept lohnt es sich also, genau hinzuschauen. *Claire Beermann*



PRÊT-À-PARLER

SCHON MITTAGS LEUCHTEN DIE STERNE

In Berlin kann man sich fühlen wie im Sternhimmel: Schon 13 Restaurants haben vom Michelin-Führer mindestens einen Stern bekommen. Was wäre aber die Hauptstadt, wenn sie nicht dauernd neue Trends servieren würde? Neuerdings geht man nämlich nicht nur abends in die Restaurants „Vau“, „Fischers Fritz“, „Tim Raue“ oder den „Pauly Saal“, sondern gerne schon am Mittag. Warum auch nicht? Die Zeit des Fast-Food-Lunches ist vorbei.

Selbst in den Großküchen von Großkonzernen gibt es heute Salate, saisonale Gemüsesuppen und exotische Hülsenfrüchte statt der Klassiker Schnitzel, Bockwurst und Pommes. Die Elite kann sich eine Nachmittags-Trägheit einfach nicht mehr leisten. Und weil die Kunst des Kochens in Unternehmerkreisen mittlerweile genauso gern gesehen wird wie das sinnstiftende Kunstwerk im Büro, bieten Berliner Sternköche mehrgängige Gerichte nun auch um die Mittagszeit.

„Der Trend zum gesünderen Leben macht auch vor dem Mittagessen nicht halt“, sagt Marie-Anne Raue, die Frau von Tim Raue und Geschäftsführerin seines Zwei-Sterne-Restaurants „Tim Raue“ um die Ecke von Checkpoint Charlie, wo asiatisch-deutsche Fusionküche serviert wird. Aus bis zu sechs Gängen besteht das frei kombinierbare leichte Lunch-Menü, das zum Beispiel Hummer, Sambal Manis und Pomelo als Starter, Zander, thailändischen Wasserspinat und Nussbutter als Hauptgang und als Süßspeise Vanille, Passionsfrucht und Karamell anbietet. Im „Fischers Fritz“ am Gendarmenmarkt, ebenfalls mit zwei Sternen dekoriert, sieht man das ähnlich: „Es gibt einen Hang zum bewussteren Essen. Mittags wird lieber

kleiner gespeist, dafür aber gut.“ Das heißt hier: Austern, Weinbergschnecken und vom Fisch das Beste.

Den besseren Geschmack futtert sich nun auch eine ganz andere Berliner Szene an: Gründer, Mediennachwuchs und Kreative sind jüngste Follower der neuen gehobenen Lunch-Kultur und schauen gerne mal für zwei bis sechs Gänge in den Spitzenküchen vorbei. So wollen sie wohl auch mit dem Vorurteil aufräumen, sie seien nur hippe Hallodris, die vor lauter Selbstverwirklichung nichts zum Bruttoinlandsprodukt beitragen. Denn das Mittagessen bedeutet ja eine gewisse Konstante im Tagesablauf. Man beweist, dass man morgens aufgestanden und vielleicht sogar im Zuge einer gewissen Vormittagsproduktivität hungrig geworden ist.

Ohnehin passen besondere Geschmacksmomente zur voranschreitenden Ästhetisierung des Lebens all jener Mi-



Leichtes Lunch: Auch im Fischers Fritz am Gendarmenmarkt wird nun öfter mittags gegessen.

lieus, die auch ihre Alltagsdinge nach Qualitätsmaßstäben bewerten. Das sinnliche Erlebnis bezieht sich dabei nicht nur auf den Gaumen. Dem Auge wie der Smartphone-Linse schmeicheln Zutaten, die sorgsam kuratiert, auf die Millisekunde gegart und nach aktuellem Gusto so kunstvoll auf dem Teller arrangiert werden, dass sie den aufgeräumten Werken Malewitschs gleichen.

Das Phänomen beobachten auch Stephan Landwehr und Boris Radczun vom „Grill Royal“, die zudem in der ehemaligen jüdischen Mädchenschule 2011 das Restaurant „Pauly Saal“ eröffneten, das für die gutbürgerlichen Luxusreationen des Kochs Michael Höpfl in diesem Jahr seinen ersten Michelin-Stern verliehen bekam. Für Radczun steht fest, dass in Berlin eine junge Generation von „Gastroposophen“ heranwächst, „die extrem klassische Genussstrukturen haben“. Für gutes Essen gäben sie gerne Geld aus – nicht nur mittags.

Dabei ist ein Sterne-Menü zur Lunchzeit eher mal drin als am Abend. Im „Pauly Saal“ kostet die empfohlene Drei-Gänge-Speisefolge 34 Euro. Die Qualität steht dem Abend nicht nach – höchstens bei der Zahl der Komponenten. „Mittags geht es lässiger und schlichter zu“, sagt Radczun. Im „Vau“ des Sterne-Kochs und Entertainers Kolja Kleberg wählt man zwischen einem Drei-Gänge-Menü für 65 Euro oder stellt sich seine Wunschfolge selbst zusammen. Mit Preisen von je 15 Euro für Vor- und Zwischengänge und 18 Euro für Hauptgerichte kann man immerhin den kleinen Hunger delizios stillen. Nur beim Wein solle man sich ein wenig zurückhalten. Schließlich geht es nach dem Lunch ja zurück an die Arbeit. *Celina Plag*

PIAGET

PERFECTION IN LIFE



- Manhattan, New York -

Piaget Altiplano 1205P

Die flachste Automatikuhr sowie das flachste
Manufakturwerk mit Datumsanzeige und kleiner
Sekunde der Welt.
Piaget, Meister ultraflacher Uhren.

e-boutique auf piaget.de





ALI gerät nicht so leicht aus der Balance. Nathalie Dewez hat die beschwingten Leuchten schon 2011 entworfen. Nun werden sie in Schwarz und Weiß bei Moome produziert.



RADAR CHAIR besteht aus einer gebogenen Birken-Sperrholzschale. Sie gibt dem Rücken Halt, gibt aber auch nach, wenn man sich zurücklehnt. Sylvain Willenz' eleganter Rollenstuhl (Objekten Systems) kann im Büro und auch im Wohnzimmer stehen – besonders, wenn er mit Leder bezogen ist.



INTRA-MUROS von Thierry Bataille ist mehr Skulptur als Regal. Aber in den durcheinandergewürfelten weiß lackierten Kisten aus MDF, die Bataille geschickt stapelt, kann alles seine Ordnung haben.

MATE bietet ein wenig Privatsphäre. Hinter der hölzernen Scheibe kann man geschützt arbeiten oder eine Kaffeepause machen. Und man kann mal die Augen schließen und unentdeckt nichts tun. Der zweibeinige Schreibtisch von Bram Boo (Bulo), der 2010 Designer des Jahres in Belgien war, taugt auch als Esstisch: Einfach kippen, schon sitzt man an einer runden Tischplatte.



Belgique Magnifique

Alle zwei Jahre treffen sich Designer und Hersteller zur Herbstmesse Interieur in Kortrijk. Dort zeigt das kleine Land, wie groß sein Design ist.

Von Peter-Philipp Schmitt



TIGHT von Wouter Defrancq kommt ganz ohne Leim und Nägel aus. Mehr als ein paar Holzlatten und bunte Spanngurte, geliefert in einem flachen Paket, sind nicht nötig, um mit wenigen Handgriffen einen stabilen Stuhl zusammenzubauen. Genauso schnell lässt er sich wieder zerlegen, verpacken und bei Bedarf sogar mit auf Reisen nehmen.



CUT & SQUEEZE ist eine Zitronenpresse mit einem Holzbrett zum Zerteilen der Frucht. Der Entwurf von Alain Gilles ist nur einer von vielen, die der Mann aus Brüssel für das französische Unternehmen Evolution entwickelt hat. Markenzeichen soll eine neue Funktionalität sein. Zudem verbindet Gilles jeweils zwei unterschiedliche Materialien – hier Kunststoff und Holz.



LOVERS können von der Decke hängen. Die Leuchten von Frederik Delbart (Per/Use) mit ihren zwei übereinander montierten Glaskörpern stehen und liegen auch gut auf Tisch und Boden. Delbart will Emotionen wecken. Das gelingt ihm, indem er das Licht erst durch milchiges, dann durch gefärbtes Glas fallen lässt.



WALL DESK nennt Marina Bautier, die gerade in ihrer Heimat zur Designerin des Jahres 2014 gekürt wurde, ihren Sekretär, der zu einer ganzen Familie aus Bett, Schrank, Bank und anderen Möbeln gehört. Ihre schlicht funktionalen Entwürfe aus Eichenholz werden allesamt in und um Brüssel hergestellt und über die eigene Marke „MA“ vertrieben.



OXO spielt mit der gebogenen Form. Der Entwurf von Xavier Lust (Kristalia) ist typisch für den Designer aus Brüssel, der sich schon länger mit dem Werkstoff Aluminium und den Möglichkeiten seiner Verformung beschäftigt. Dieser Stuhl ist für drinnen wie draußen geeignet. Sitz und Lehne sind mit einem Muster aus Kreisen und Kreuzen durchbrochen. Das verleiht dem Stuhl zusätzlich Leichtigkeit und lässt das Regenwasser ablaufen.

OLLY (Xala) kommt noch nicht ohne Kabel aus. Im nächsten Jahr aber will die Designagentur Nuuv von Christophe De Ryck das Leichtgewicht aus Polyethylen zur überall tragbaren Leuchte machen.



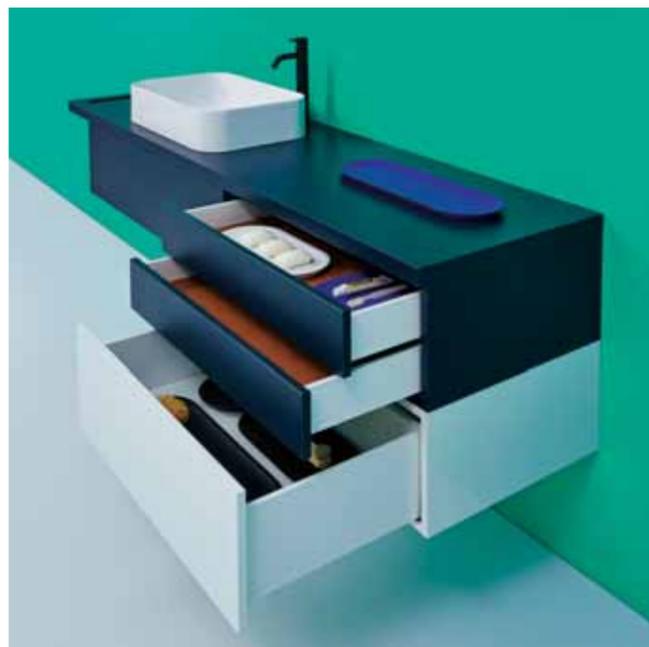
THE SIBLINGS verbreiten dank LEDs und ihres gläsernen Schirms ein angenehmes Licht im Raum. Die Kollektion von Frederik Delbart (Per/Use), die auf hölzernen Beinen steht, kann aber auch gezielt in eine Richtung leuchten: Ihr Kopf lässt sich drehen.

JACK THE HANGER

passt sich überall ein. Die Bank-Garderobe von Bram Bollen wirkt rustikal und elegant zugleich, sie steht in der Diele genauso gut wie im Schlaf-, Bade- oder Kinderzimmer. Das Möbel wird von dem neuen belgischen Hersteller Moome vertrieben. Der Name ist Programm: Er setzt sich aus „Mood“ und „Home“ zusammen, was so viel bedeuten soll wie: gute Laune in den eigenen vier Wänden.



INGRID ist ein modulares Möbelsystem fürs Badezimmer, das sich beliebig erweitern und verändern lässt. Jean-François D'Or hat die Entwürfe für den belgischen Hersteller Vika erarbeitet, der sich mit D'Or zum ersten Mal in 45 Jahren überhaupt auf einen Designer eingelassen hat. Material und Farbe sind fast keine Grenzen gesetzt. Der Mann aus Brüssel experimentiert unter anderem mit pulverlackiertem MDF, das einen Metallkern hat.





DIE LETZTE

KAISERIN



Immer mit Insignien: Farah Diba wahrt die Form, im Jahr 1970 (links) und 1979 mit ihrem Mann, dem Schah.

Farah Diba schaut mit betrübtem Blick auf ihr Land. Die ehemalige Kaiserin Irans arbeitet nun auch mit einem großen Ausstellungsprojekt an der Wende. Ein Treffen in Paris.

Von Thiemo Heeg und Rainer Hermann

Ein Apartment ganz in der Nähe des französischen Außenministeriums. Der Lift, mit schwarzem Metallgitter, rumpelt nach oben. Im vierten Stock öffnet sie die Tür zur holzgetäfelten Wohnung. „Paris ist eine wunderschöne Stadt“, sagt Farah Diba nachdenklich, als sie aus dem Fenster ihrer Wohnung hinunter auf die Seine schaut. „Und Amerika ist ein phantastisches Land.“ Doch es ist Exil. Also zitiert sie einen iranischen Dichter: „Dieses Haus ist wunderschön, aber es ist nicht mein Haus.“

Die ehemalige Kaiserin Irans lebt sechs Monate im Jahr in der französischen Hauptstadt. Die übrigen Monate verbringt sie in Amerika bei ihren zwei überlebenden Kindern und den vier Enkelinnen. Fast nie hat sie Journalisten hier oben zu Gast. Aber heute will sie reden. Unprätentiös, reflektiert und doch eingängig spricht sie, inzwischen 76 Jahre alt, über ihr Leben. „Ich bin noch immer derselbe Mensch, der ich als Studentin und als Kaiserin war.“ Man glaubt es ihr, auch wenn der Einschnitt in ihr Leben so tief war, dass die Wunden nie verheilen können.

Am 16. Januar 1979 bestieg sie mit Schah Mohammad Reza Pahlawi in Teheran ein Flugzeug und verließ Iran für immer. Wenn sie nun auf die Seine blickt, steht eine Büste des Schahs zu ihrer Linken. Der Raum ist voller Erinnerungen, mit Fotos von damals, von befreundeten Monarchen, ihren Kindern, auch mit Exponaten zeitgenössischer iranischer Kunst. Ein trauriges Gemälde zeigt eine junge kniende Frau, das Haupt gesenkt. „Ja, die Künstlerin Anahita Masoudi hat in Iran sehr viel leiden müssen.“ Auch sie lebt nun im Exil. „Ihre Gemälde sind ein Abbild der Lage der Frauen in Iran.“

Vor dem Albtraum, das Land verlassen zu müssen, war das Leben der Farah Diba wie ein Traum. Schon als Kind hatte sie den Schah in Teheran gesehen, wenn er im Auto durch die Stadt fuhr. Als sie in Paris studierte, lud der iranische Botschafter für einen Empfang einige Studenten ein. Aufgeregt und glücklich sei sie gewesen, als sie dem Schah vorgestellt wurde, sagt sie. Überrascht habe er reagiert, als sie sagte, sie studiere Architektur; in Iran gab es damals nur eine einzige Architektin. In den Zeitungen stand, der Schah wolle wieder heiraten. Zwei Ehen hatte er hinter sich, zuletzt mit Soraya, aber der männliche Nachwuchs und potentielle Thronerbe blieb ihm versagt. Ihre Freundinnen witzelten, warum nicht sie, Farah Diba, sie sei

doch so hübsch. Dann machte sie in Teheran Urlaub. Ihr Onkel arbeitete am Hof Seiner Majestät und stellte sie dem Mann der ersten Tochter des Schahs vor, Prinzessin Schahnaz. Sie wollte sich bei ihm um ein Stipendium bewerben, und er lud sie nach Hause ein. „Als ich sie besuchte, kam der Schah.“

Einfach und ungekünstelt hätten sie sich unterhalten. Sie trafen sich wieder, dann machte er ihr den Antrag. Als Königin, so sagte er, werde sie Verpflichtungen haben. „Die Dimension dieser Verantwortung habe ich nicht geahnt.“

Die Studentin Farah Diba, gerade 21 Jahre alt, heiratete am 21. Dezember 1959 den Schah von Persien. 1967 wurde sie von ihm zur Kaiserin, zur Schahbanu, gekrönt. Nun saßen beide auf dem legendären Pfauenthron. Nadir Schah hatte den Herrschersessel aus Blattgold, der mit 26.733 funkelnden Edelsteinen besetzt war, im Jahr 1739 von den indischen Moguln erbeutet und nach Teheran gebracht.

Farah Pahlawi, wie sie nun hieß und wie sie sich noch immer nennt, war so etwas wie die Lady Di ihrer Zeit. Millionen verfolgten, wie sie in einem muslimischen Land die Rechte der Frau verbessern half. Millionen in aller Welt imitierten ihre Hochsteckfrisur. „Sie hatten ja so viel Sympathie für mich“, sagt sie, „haben sich für mich interessiert, haben mir geschrieben, haben mir gratuliert, und das hat mir eine Menge Mut und Kraft gegeben.“ Heute sei sie, nach so vielen Höhen und Tiefen, auch müde und niedergeschlagen. Aber den Mut verliere sie nicht.

Jeden Tag beschäftigt sie sich mit ihrem Heimatland. Gleich am Morgen schaut sie in ihre Mails. Den ganzen Tag über folgt sie iranischen Nachrichten, im Internet und bei einigen Satellitensendern aus Los Angeles und London. Sie lebt mit iranischer Musik und informiert sich bei Besuchern und am Telefon über die Lage. „Ich weiß, was in Iran geschieht.“

Sie will daher nicht allzu viel über die Vergangenheit reden, sondern über Iran heute – und sie will den Menschen Mut machen.

Auf dem Glastisch vor ihr, zwischen den Tauben des Bildhauers Keyvan Fehri, liegen zwei Kataloge. Der eine, „The Perfume of Niavaran“, wurde in Teheran vor zwei Jahren veröffentlicht. Er zeigt die private Sammlung der Kunstobjekte der Kaiserin aus dem Niavaran-Palast. Das andere, aus dem Jahr 2005, zeigt einen Querschnitt der Bilder aus dem Teheraner „Museum für zeitgenössische Kunst“. Der Museumsbau,



Im Marmorpalast: Farah Diba schreitet am 21. Dezember 1959 die Treppen zur Hochzeit hinan.



Mit Kindern: Farah Diba mit (von links) Farahnaz, Cyrus Reza und Reza Pahlawi

DIE LETZTE KAISERIN

entworfen von ihrem Cousin Kamran Diba, greift die Tradition der persischen Windtürme auf, die jeden kühlenden Windhauch einfangen und in die Wohnräume nach unten senkten. Das Museum war auf ihre Initiative hin gegründet und kurz vor der Revolution eröffnet worden. Es sollte die Iraner mit ihrer eigenen Gegenwartskunst und der internationalen Kunst des späten 19. und des 20. Jahrhunderts vertraut machen.

Unter der Leitung von Kamran Diba, aber auch von Kurator David Galloway, Dona Stein und dem Galeristen Tony Shafrazi wurden 1500 Gemälde und Drucke zusammengekauft – bei Sammlern, in Galerien und Auktionshäusern wie Sotheby's und Christie's. Während der Rezession in den siebziger Jahren kamen die Petrodollars dem Westen recht. An manche Preise erinnert sich Farah Diba noch heute: ein Roy Lichtenstein für 110.000 Dollar, ein Donald Judd für 40.000 Dollar, ein Andy Warhol („American Indians“, Acryl auf Leinwand, 50 auf 42 Zoll groß) für 27.000 Dollar.

Die Mittel dazu stammten aus dem Staatshaushalt und von der staatlichen Ölgesellschaft. „Natürlich gehört die Sammlung der iranischen Nation“, sagt sie. Der Wert der Sammlung wird auf bis zu fünf Milliarden Dollar geschätzt. Das sei ein Vielfaches dessen, was damals ausgegeben wurde. Seit es den Katalog gibt, weiß die Welt, was in dem Teheraner Museum hängt und was dort in den Kellern an Schätzen verborgen ist.

Alle sind dabei: Dalí und Degas, Kandinsky und Klee, Monet und Munch, Picasso und Warhol. Dass der Schatz noch da ist, kommt einem Wunder gleich. Denn Revolutionäre haben einen Hang zum Bildersturm. In dem Museum, das erst wenige Monate vor dem Aufruhr fertiggestellt wurde, haben alle Exponate überlebt, bis auf das Porträt, das Andy Warhol von der Kaiserin angefertigt hatte. Es wurde nach der Revolution mit Messern

zerschnitten. Die übrige Sammlung dämmerte im Keller des Museums rund dreieinhalb Jahrzehnte lang vor sich hin – fast unbeachtet von der Öffentlichkeit, bewacht vom immergleichen Wächter, der schon der Schah-Familie gedient hatte.

Nur selten fanden Exponate den Weg nach oben. „Mural on Indian Red Ground“, ein Gemälde von Jackson Pollock, rief auf einer Ausstellung in Japan Aufsehen hervor. Heute hat es einen Wert von mehr als 100 Millionen Dollar.

Mit allen Mitteln versucht Iran gerade, nicht mehr auf der „Achse des Bösen“ zu liegen. Dazu gehört ein Coup in der Kunst, an dessen Anfang die Kaiserin von damals steht: Die Islamische Republik will in einer kulturellen Charme-Offensive die Sammlung auf Tournee schicken. Gespräche mit den führenden Museen der Welt haben begonnen. Auch in Deutschland könnten die Werke bald zu sehen sein.

Farah Diba erfüllt das mit Stolz. Denn alle werden dann endlich über das größte Museum für zeitgenössische Kunst außerhalb der westlichen Welt sprechen. Sie hofft aber, dass auch iranische Künstler, aus der Zeit vor 1979 und danach, gezeigt werden; darin ist sie sich einig mit offiziellen Vertretern Irans. Und sie hofft auch, dass die Sammlung intakt bleibt und nicht einzelne Objekte verkauft werden. „Die Welt will sehen, was es in Iran gibt, und wird daher sehr glücklich sein, wenn sie diese Sammlung sieht“, sagt sie. „Dass die Sammlung auf der ganzen Welt gezeigt wird, bedeutet jedoch nicht, dass sich in Iran die Dinge verändert haben.“

Da ist etwas von der Bitterkeit zu spüren, die seit der Revolution vermutlich noch gewachsen ist. Die Islamische Republik müsse dafür sorgen, dass in Iran niemand mehr leidet, sagt sie. Filmemacher haben Berufsverbot, Journalisten sind inhaftiert, Maler und Bildhauer arbei-

ten in Kellern, und im Land der großen Dichter Hafez und Saadi werden Autoren ins Gefängnis geworfen. Nach Angaben von Amnesty International wurden im ersten Jahr der Präsidentschaft von Hassan Rohani 817 Menschen durch Erhängen hingerichtet. Vorübergehend war sogar traditionelle iranische Musik verboten. „Die islamische Regierung hat es aber trotz allen Drucks und aller Zensur nicht geschafft, die Kreativität der Künstler zu ersticken.“

Sie will nicht daran glauben, dass sich die Islamische Republik unter Rohani, der seit 15 Monaten im Amt ist, öffnet. „Als Rafsanjani 1989 Präsident wurde, hieß es, er sei ein Gemäßigter. Dann sagte man über seinen Nachfolger Khatami, er sei ein Reformier. Nichts geschah. Dann Ahmadineschad. Ich sollte nicht lachen, sondern weinen. Nun Herr Rohani. Wer ist er?“ Auch wenn er einiges sage, was offener klinge, verändere sich die Wirklichkeit nicht. Die Menschen freuten sich selbst über kleine Lockerungen. Ändern müsse sich aber das System. „Wir brauchen Demokratie und eine Trennung von Regierung und Religion.“ Viele Junge und Alte espektierten die Religion nicht mehr.

Die Macht liege aber beim Obersten Führer Khamenei und bei den Revolutionswächtern, und die erhöhten wieder den Druck auf die Frauen. „Dabei sind die iranischen Frauen so stark“, sagt sie begeistert. „Wie im Musikvideo ‚Happy‘, haben Sie das gesehen?“ Überall auf der Welt tanzte man in diesem Jahr zum Song von Pharrell Williams, auch in Iran. Das Musikvideo zeigt, wie junge Frauen ohne Schleier mit jungen Männern auf Balkonen in Teheran tanzen. „Dann steckte man sie ins Gefängnis.“ Die Frauen, sagt sie, litten mehr als alle anderen – wegen der Beleidigungen, der Steinigungen, der Polygamie. „Iran kann doch mit seiner Kultur und Zivilisation nicht ein solches Regime haben!“

Das Atomprogramm in der Hand der Islamischen Republik findet sie gefährlich. Gewiss, schon der Schah habe es mit amerikanischer Hilfe zur friedlichen Energiegewinnung angestoßen, um das teurer werdende Erdöl zu exportieren und nicht zu verfeuern. Und sie gesteht der „islamischen Regierung“ auch zu, dass sie – als Antwort auf die schnell wachsende Bevölkerung – neue Energiequellen finden wolle. Seit der Revolution hat sich die Bevölkerung auf 75 Millionen mehr als verdoppelt. Positive Folgen der Sanktionen sieht sie indes nicht: „Viele leben unter der Armutsgrenze, die Preise sind unglaublich, die Korruption nimmt zu, auch die Prostitution, und die Rauschgiftsucht ist furchtbar. Alles hat mit Khomeini begonnen. Sie haben so viel Unglück im Namen der Religion gebracht. Und die Iraner mussten es durchstehen.“

Die amerikanische Nahostpolitik der Vergangenheit sieht sie kritisch: „Wir sehen, was der islamische ‚grüne Gürtel‘, mit dem Amerika das Vordringen der Sowjetunion und des Kommunismus hatte verhindern wollen, angerichtet hat.“ Amerika sei an sicherem und preiswertem Öl interessiert gewesen. „Amerika braucht das Öl heute vielleicht nicht länger. Für Europa aber ist die Sicherheit und Stabilität dieser Region wichtig, Europa braucht unseren Teil der Welt.“ Der Westen wisse aber nicht so genau, wie er mit Iran umgehen soll. „Es ist in seinem Interesse, wenn Iran ein ordentliches Land ist und die Region friedlich.“ Die Revolution habe ja gezeigt, dass das wichtigste Land der Region das Potential für Veränderungen hat.

Die meisten Iraner seien jung und wollten einen Wandel. „Durch das Internet wissen sie, wie die Welt ist, und sie wissen, wie Iran früher war, vor 35 Jahren. Und sie fragen immer mehr: Wo stünde Iran heute, hätte es die Revolution von 1979 nicht gegeben?“

Von einer ausländischen Intervention hält sie aber nichts. Der Wandel müsse von innen kommen. „Es kümmert das Ausland doch nicht, wie es den Frauen in Iran geht.“ Dem Ausland gehe es um die eigenen Interessen. Bei einer Intervention von außen stünden die Menschen wieder hinter dem System, wie man es im Krieg gegen den Irak gesehen habe.

Aus solchen Worten hört man die Verärgerung über das zwiespältige Verhältnis des Westens zur Schah-Familie. Nach der Flucht aus Teheran suchten die Pahlawis verzweifelt in mehreren Ländern nach einer Bleibe. Das Trauma, das die Vertreibung auch bei ihren Kindern hervorrief, lässt sich an den Schicksalsschlägen erahnen. Zwei Kinder der Kaiserin begingen Suizid: Leila Pahlawi, 1970 geboren, starb im Juni 2001 durch Tabletten; Ali Reza Pahlawi, 1966 geboren, erschoss sich Anfang 2011 in Boston.

Vom amerikanischen Bundesstaat Maryland aus kämpft ihr ältester Sohn Reza, der 1960 geboren wurde, für die Demokratie, für die Trennung von Staat und Religion sowie für die Menschenrechte in Iran. Er will seinem Vater auf den Pfauenthron nachfolgen. Farah Diba empfindet das nicht als Machtanspruch, sondern als Traditionspflege. Sie hält die Monarchie weiter für eine gute Option. Nicht weil es um ihren Sohn gehe, sondern weil das Land 2500 Jahre Monarchie hinter sich habe und der König als Vater der Nation immer über den politischen Parteien gestanden habe. „Wenn das iranische Volk frei ist, kann es entscheiden, ob es eine konstitutionelle Monarchie mit Demokratie, freien Wahlen und Säkularismus will oder eine andere Regierungsform.“ Dann könnten die Menschen frei die Regierungsform wählen. Manchmal dächten die Leute, Republiken seien demokratisch, Monarchien nicht. „Aber in Europa gibt es Monarchien, die demokratischer sind als viele Republiken, vor allem in unserem Teil der Welt.“

Dann spricht sie doch über die Vergangenheit. „Ich sage nicht, dass wir keine Fehler gemacht haben.“ Diese Fehler hätten aber nicht eine solch schreckliche Revolution verdient. Der entscheidende Fehler sei wohl gewesen, dass der Schah die politische Öffnung des Landes zu spät eingeleitet habe, erst in den letzten beiden Jahren. „Hätten wir zu Beginn der Siebziger angefangen, hätten wir eine starke politische Partei gehabt – nichts wäre geschehen.“ Die Mehrheit sei lange mit dem Schah glücklich gewesen. „Wir waren aber nicht so gut organisiert wie jene, die gegen uns waren.“ Die



Da demonstrieren die Studenten schon: Der Schah und seine Frau besuchen am 2. Juni 1967 die Deutsche Oper in Berlin.



Während der Schah die „Zauberflöte“ sieht: Benno Ohnesorg liegt tödlich verletzt am Boden, Friederike Dollinger kniet neben ihm.



Am Tag danach: Polizei eskortiert die Schah-Limousine am 3. Juni 1967 vom Hamburger Flughafen Fuhlsbüttel in die Stadt.

Religiösen organisierten sich in den Moscheen, sie kämpften gegen ihren Machtverlust, da die Regierung junge Menschen in die Dörfer schickte, die Geistliche ersetzten. Gut organisiert waren auch die Kommunisten, die mit der Sowjetunion verbunden waren, ebenso die „Volksmudschahedin“, die Fadayan Khalq und einige Unterstützer Mossadeghs.

„Vielleicht hat es uns auch geschadet, dass es hieß, der Schah sei der ‚Adler der Opec‘ und herrsche über die westliche Wirtschaft“, sagt die ehemalige Kaiserin. Überzeugt ist sie davon, dass westliche Staaten Khomeini geholfen haben, um den Kommunismus abzuwehren. Noch immer ist sie fassungslos: „Selbst Gebildete sagten allen Ernstes, sie hätten Khomeinis Gesicht im Mond gesehen.“ Khomeini aber versprach den Menschen das Blaue vom Himmel: „Öl, Autos, Lebensmittel – alles sollte es kostenlos geben.“ Dabei hätten die großen iranischen Schriftsteller seit mehr als 1000 Jahren über die Heuchelei und die Lügen Religiöser geschrieben. „Wie kann man auf den Gedanken kommen, dass so jemand Freiheit bringt? Ich weiß es wirklich nicht.“ Mit der Revolution habe im Nahen Osten der Fanatismus begonnen. „Die Religion wurde missbraucht und ist nur ein Vorwand, wie vor Jahrhunderten in Europa.“

War unter dem Schah alles besser? In Deutschland bleibt der Besuch des Monarchen und seiner Frau im Jahr 1967 im kollektiven Gedächtnis. Vor allem Studenten demonstrierten gegen das absolutistische Regime und seine scheinbare Verschwendungssucht – und prügeln sich am 2. Juni 1967 vor dem Schöneberger Rathaus und anschließend vor der Deutschen Oper mit Schah-Anhängern und Polizisten. Als das Paar in der Deutschen Oper unter scharfen Sicherheitsvorkehrungen Mozarts „Zauberflöte“ hörte, wurde draußen der Student Benno Ohnesorg getötet – was fortan als Beginn der Studentenunruhen des Jahres 1968 galt. „Jahrzehntelang sind wir dafür angegriffen worden“, sagt Farah Diba verbittert. Dabei habe man doch herausgefunden, dass der Polizist, der Ohnesorg erschoss, ein Inoffizieller Mitarbeiter der Stasi war.

Heute ist Farah Diba wieder sehr populär. „Damals war die Presse mit ihren linken Einstellungen gegen uns, sie sprachen nur über Paläste aus 1001 Nacht – dabei hatten wir, vergleicht man es mit anderen Monarchen, doch keinen Luxus!“ Offenbar blendete die iranische Kunst, Räume mit zahllosen Spiegeln auszustatten, die Besucher. Die vielen kleinen Spiegel sollten das Licht die Sonne reflektieren, eingefasst von Stuckarbeiten und ungezählten Mosaiksteinchen in allen Schattierungen von Blau. „Und Teppiche sind doch kein Luxus, sondern nur unsere Kultur.“

Viele Iraner, sagt sie, seien damals zu ihr gekommen. Sie erfuhr von den Problemen der Kinder und Frauen, der Kranken und der Blinden, sie kümmerte sich um Bildung, Kultur und Sport. „Ich war in einer Position, in der ich helfen konnte.“ In die Außenpolitik mischte sie sich nicht ein. Vor allem bei der Frage nach den Rechten der Frauen hörte der Schah aber auf sie. „Und mit meiner Krönung zur Kaiserin wollte er zeigen, wie wichtig Frauen in unserer Gesellschaft sind.“

Stolz ist sie auf die Reformen, die sie in den sechziger Jahren mit angestoßen hat. Da war die Landreform, die Großgrundbesitzer und Religiöse gegen den Schah aufbrachte. Dabei gingen junge Männer und Frauen zum ersten Mal in entlegene Gebiete, als Lehrer und Ärzte. Dort traten sie an die Stelle der religiösen Autoritäten. Dann erhielten die Frauen Rechte. Sie durften nun wählen und gewählt werden. Die Polygamie wurde gesetzlich verboten. Frauen bekamen einen gerechten Lohn, Mütter bei der Scheidung das Sorgerecht für die Kinder. Den Frauen war nun jede Position offen. „Alles wurde zurückgenommen, nur nicht das Wahlrecht“, klagt sie. Die Zeugenaussage eines Mannes wiege heute die zweier Frauen auf. Das Blutgeld, das die Angehörigen eines Täters an die Familie eines männlichen Opfers zu zahlen haben, ist doppelt so hoch wie das für eine Frau. Auch die Familienplanung wurde abgeschafft. „Können Sie das glauben? Das ist sehr traurig.“

Einiges heftet sich die Islamische Republik an ihre Theologentalare, etwa den Dialog der Zivilisationen. „Dabei hatte ich diese Institution 1976 geschaffen, um die Beziehungen Irans zur Welt zu pflegen.“ Später sollte sie Präsident Khatami für sich beanspruchen. „Er hätte

DIE LETZTE

KAISERIN



Über den Dächern von Paris: Farah Diba schaut aus ihrer Wohnung auf die Seine herab.

Foto Helmut Fricke

lieber einen Dialog mit seiner eigenen Zivilisation führen sollen“, sagt sie bitter.

Versöhnlich stimmt sie, dass heute immer mehr Iraner, wenn der Name des Schahs fällt, die Wendung hinzufügen: „Möge Gott seine Seele segnen!“ Und: „Möge Licht auf sein Grab fallen!“ Jedes Jahr besucht sie am 27. Juli, dem Todestag, sein Grab in der historischen Rifai-Moschee in Kairo. Dort war der krebserkrankte Schah, der 1919 geboren wurde, im Jahr 1980 gestorben. „Ich hoffe immer, dass wir ihn eines Tages zurückbringen können nach Iran.“ So viel Unsinn werde noch immer über ihn und sie erzählt, über ihr angebliches Vermögen etwa, klagt sie. 14 Jahre lang habe die Islamische Republik Rechtsanwälte beschäftigt, um dieses Vermögen zu finden. „Sie fanden nichts, keine Beweise, sie wollten nur unseren Ruf ruinieren.“ Heute lebe sie dank der Hilfe von Menschen, die ihr nahestehen.

Privat wird sie gelegentlich von gekrönten Häuptern Europas und der arabischen Welt empfangen. In Frankreich hat sie die Präsidenten Mitterrand, Chirac und Sarkozy getroffen. Noch immer hört sie klassische westliche Musik. Die Oper besucht sie kaum noch, auch spielt sie kaum mehr Klavier. Als Luciano Pavarotti in den Vereinigten Staaten eine Stiftung gründete, um den Menschen einen kostenlosen Besuch in der Oper zu ermöglichen, machte sie mit. „Musik war in meinem Leben immer sehr wichtig, und die deutschen Komponisten sind ja phantastisch.“ Großartig seien die Deutschen aber auch im Fußball: „Wie Mario Götze den Ball mit der Brust angenommen und dann volley das Tor geschossen hat, das war phantastisch!“

Überhaupt hilft ihr der Sport, dass keine Bitterkeit in ihr aufkommt. Aktiv zu sein, das halte die Gedanken von vielem fern. „Sport hilft einem, dass es weitergeht.“ Sie spielte einst Basketball und war Triathletin. Immer wenn sie müde und ausgelaugt war, spielte sie Tennis und fühlte sich besser. Daher setzt sie sich – neben dem Fundraising für karitative Zwecke – dafür ein, dass Kinder in armen Ländern die Gelegenheit bekommen, Sport zu machen. „Denn wenn Kinder nichts tun, nur auf der Straße sind, werden sie Diebe und Gangster. Sportler aber sind Helden.“

Noch immer hält sie Kontakt zu iranischen Künstlern und zu Galerien, in New York und in Paris. Es berühre sie, wenn ihr die Künstler sagten, dank ihrer Vorarbeit könnten sie das machen. Die Zahl der Maler und

Bildhauer aus Iran hat stark zugenommen. Sie stellen vor allem in Dubai aus. „Es ist doch phantastisch, wenn sie heute Preise von einer Million Dollar erzielen, wenn sie im Metropolitan Museum ausstellen.“

Die Grundlage dazu legte Farah Diba mit dem Museum für zeitgenössische Kunst, in dem sie das Erbe der 2500 Jahre alten persischen Kultur bewahrte und zeitgenössische Künstler unterstützte. Wer damals in Iran Geld hatte, kaufte alte Kunst, nicht zeitgenössische. Sie aber ging in Galerien, ermutigte staatliche Behörden, statt hässlicher Möbel moderne Kunst zu kaufen. Und sie regte den Bau von Museen an, auch in der Provinz.

Am bekanntesten wurde das Museum für zeitgenössische Kunst. Nur eben der Warhol wurde zerstört. Und das 1953 fertiggestellte Ölgemälde „Woman III“ von Willem de Kooning wurde, da es als „unislamisch“ galt, ausgetauscht gegen das Fragment des Manuskripts „Tahmasbi Shahname“ aus dem 16. Jahrhundert – einer Handschrift, die als die schönste ihrer Art galt. Sein amerikanischer Besitzer hatte sie Iran 1970 für 20 Millionen Dollar verkaufen wollen. Das war Iran zu viel. So verkaufte er die besten Miniaturen aus dem Manuskript einzeln. Für den Rest wollte er sechs Millionen Dollar. Die Islamische Republik wollte das nicht zahlen, sondern tauschte den de Kooning gegen das Manuskript. Der neue Besitzer aber verkaufte das Gemälde 1994 für 20 Millionen Dollar an David Geffen, und der verkaufte es 2006 für 142 Millionen Dollar an Steven Cohen.

Das hat Farah Diba beunruhigt. Sie glaubt aber nicht, dass die islamische Regierung weitere Stücke verkaufen oder abstoßen wird. „Denn die Menschen sind inzwischen sehr an dem interessiert, was wir haben.“ Ob sie die Sammlung, wenn sie in Paris gezeigt wird, sehen will? „Ja, aber nicht, wenn der iranische Botschafter auch da ist.“ Die Ausstellung solle keine Werbung für die Islamische Republik sein, und die Besucher sollten nicht vergessen, was den Iranern angetan werde.

An einer Karikatur, die in ihrer Wohnung hängt, fehlt auf der rechten Seite der Holzrahmen. In der Karikatur wurde das Holzstück aus dem Rahmen zum Boot, das die Fliehenden auf die offene Seite hinaus in die Freiheit führt. „Kunst wird kreativer, das ist leider so, wenn man in einer schwierigen Zeit lebt“, sagt Farah Diba. Sie leidet für alle, die in Iran leben. An eine Rückkehr denkt sie nicht. „Mehr als um mich geht es darum, dass Iran von diesem Regime frei sein wird.“



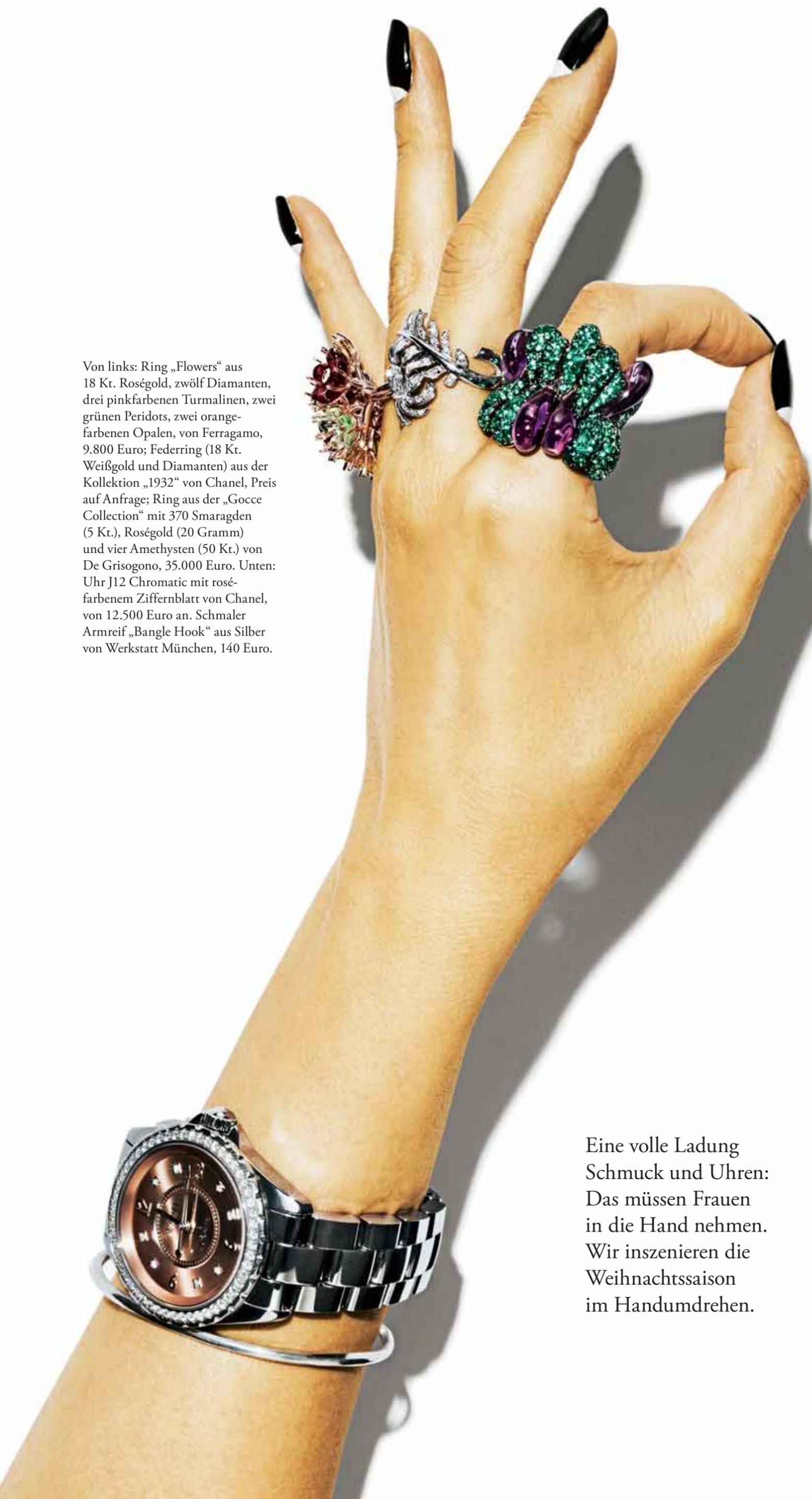
Mumm
&Co.

MANCHMAL MUSS ES EBEN
MUMM SEIN.

HANNDOS ONI!

Von links: Ring „Flowers“ aus 18 Kt. Roségold, zwölf Diamanten, drei pinkfarbenen Turmalinen, zwei grünen Peridots, zwei orange-farbenen Opalen, von Ferragamo, 9.800 Euro; Federring (18 Kt. Weißgold und Diamanten) aus der Kollektion „1932“ von Chanel, Preis auf Anfrage; Ring aus der „Gocce Collection“ mit 370 Smaragden (5 Kt.), Roségold (20 Gramm) und vier Amethysten (50 Kt.) von De Grisogono, 35.000 Euro. Unten: Uhr J12 Chromatic mit rosé-farbenem Ziffernblatt von Chanel, von 12.500 Euro an. Schmäler Armreif „Bangle Hook“ aus Silber von Werkstatt München, 140 Euro.

Eine volle Ladung Schmuck und Uhren: Das müssen Frauen in die Hand nehmen. Wir inszenieren die Weihnachtssaison im Handumdrehen.





Links: roségoldener Armreif „Kelly“ von Hermès, 5450 Euro; Armband „Bulgari Serpenti Tubogas“, 28.000 Euro; Love Ring von Cada, „XL I love you“ (18 Kt. Roségold, 65 weiße Diamanten 0,46 Kt.); schmaler Ring „Petit Point Fine“ von Cocii, 55 Euro; Flipperringe in Weiß- und Rotgold mit je 84 weißen Diamanten von Cada, Preis auf Anfrage. Rechts: Ring von Thomas Jirgens, Zirkon, gefasst in ein brillantiertes Sonnenrad, 7.600 Euro; Ring „Trinity“ mit Brillanten von Cartier, 10.400 Euro; Armband von Pomellato; Uhr von Bulgari, 37 mm, Case Steel-Gold, 18k 750, Bracelet Steel-Gold, 18k 759, zwölf Diamanten, 8600 Euro; Armreif „Trinity“ von Cartier, 13.600 Euro.



Links: Uhr „Oyster Perpetual Day-Date“ von Rolex, 36 mm, 18 Kt. Weißgold, 19.050 Euro; Armbänder „Love & Star“ mit Sterlingsilber-Anhängern von Saskia Diez, je 18 Euro; grüner und lilafarbener Ring „Nudo“ von Pomellato aus Rosé- und Weißgold mit Lemonquarz und Brillanten, 4200 Euro; Ring „Blue Star“, nachtblauer Spinell in Weißgold, ausgefasst mit weißen Diamanten, von Thomas Jirgens, 7500 Euro. Rechts: Bracelet „Love“ von Cartier, 5250 Euro; Lederarmband „Kelly Double Tour“ von Hermès, 420 Euro; Uhr „Oyster Perpetual Day-Date“ mit grünem Lederband von Rolex, 36 mm, 17.850 Euro. Hand von links: schmaler Ring von Saskia Diez; Mondsteinring „Sparkling Karamell“ mit Diamanten in japanischer Goldbronze, mit Weißgolddole, von Thomas Jirgens, 13.400 Euro; doppelter Ring „Carly“ mit Kette von Chloé über mytheresa.com, 180 Euro.

HANDS ON!



Links: sechsheiniger Ring „Twist“ von Cada, 18 Kt. Weißgold, 186 weiße Diamanten (1.20 Kt.), Preis auf Anfrage; Ring „Mighty“ aus Sterling-Silber von Saskia Diez, 135 Euro; silberner und schwarzer Ring „Feenstaub“, Diamantringe fünfzeilig in Pavée gefasst, einmal in Weißgold mit weißen Diamanten und in Weißgold schwarz rhodiniert mit schwarzen Diamanten, von Thomas Jirgens, 2490 Euro; Uhr „Tank“ von Cartier, 2180 Euro; Armband „Diamond Cord“ von Thomas Jirgens, geflochtenes Leder mit Schließe aus Weißgold, ausgefasst mit weißen Diamanten, 7.800 Euro. Rechts: Ring „Happy Diamonds“ von Chopard mit mehr als 50 Diamanten, 6810 Euro; Ringe von Georg Jensen (18 Kt. Weißgold mit schwarzen Diamanten) aus der „Fusion Collection“ in Schwarz, von 1825 Euro an; Ring „La Strada“ von Chopard mit 43 Brillanten, 11.790 Euro; dünner Ring mit 18 Diamanten (2.72 Kt.), 20.760 Euro; Uhr „Classic“ von Chopard mit grauem Ziffernblatt und Goldschließe, Saphirglasboden und 80 Diamanten, 13.320 Euro; Armreif mit Diamanten (21.79 Kt.) von Chopard, 312.000 Euro; Armband mit 21 Brillanten von Chopard, 7140 Euro.



Von oben nach unten: Ring „Emprise“ von Louis Vuitton, Gelbgold und Rauchquarz, 7500 Euro; links: goldene Uhr von Patek Philippe: 7121/1J-001, Gelbgold, Mondphasen, kleine Sekunde, Lünette mit 66 Diamanten, 40.400 Euro; Armband „Love“ von Cada, 18 Kt. Roségold, 67 weiße Diamanten, 0.26 Kt., 1190 Euro; Armband „Kelly Double Tour“ von Hermès mit weißem Leder; rechts: goldene Uhr „Faubourg“ aus Roségold mit Diamanten von Hermès, 11.400 Euro; Armband „Boucle Sellier“ aus Roségold von Hermès, 8.100 Euro; Armreif aus vergoldetem Messing von Hervé van der Straeten über stylebop.com, 672 Euro.

HANDS ON!



Obere Hand: Armreif „My Dior“ aus 750er Weißgold mit Diamanten, 18.000 Euro; Bracelet „Kelly Double Row“ in Weißgold, von Hermès, 29.500 Euro; diamantenbesetzte Uhr „La mini D de Dior“ (19 mm, aus Edelstahl), 3500 Euro; silberner Armreif „Bangle Hook Hammered“ aus Sterling-Silber von Werkstatt München, 140 Euro; Ring „Lima“ von Hermès aus 925er Sterlingsilber, 480 Euro; untere Hand: Signet-Ring „Oval Hammered“ von Werkstatt München, 225 Euro; Armband „Tango“ mit weißen Brillanten und rhodiniertem Silber sowie Roségold von Pomellato, etwa 59.900 Euro; Uhr „Octo“ von Bulgari, 41 mm, Case Steel, Dial Black, Bracelet Steel, 9100 Euro.

Links: Ring „Dreamdancer“ von Wempe by Kim aus Roségold (18 Kt.) mit 60 Brillanten (0,48 Kt.), 6575 Euro; Ring „Passiflora“ von Wempe by Kim aus Roségold (18 Kt.) mit Amethyst (35 Kt.), 2975 Euro; Uhr „Emprise“ aus Gelbgold mit Satinband und Quartzwerk von Louis Vuitton, 9.200 Euro; Armband „Arabesque“ aus mattem Roségold von Pomellato, 27.000 Euro.
Rechts: Ring „Baby“ von Pomellato, von 7700 Euro an; Uhr „La D de Dior“ mit Ziffernblatt aus echtem Türkis mit zwölf Diamantindizes, Preis auf Anfrage; Panzerarmband aus Sterlingsilber von Patrick Muff, von 680 Euro an; Armband „Collier de Chien“ von Hermès mit blauem Lederband, 945 Euro.

Fotos: Schöttger
Styling: Lynn Schmidt
Model: Anne Wunderlich/Talents Models
Fotoassistentz: Andreas Lenczyk

HANDS ON!





Platincollier mit Smaragd im Kissenschliff mit 26,60 Kt., Diamant im Schildschliff mit 2,02 Kt., Smaragdkugeln, kalibrierten Diamanten, Brillanten.



Platinring mit birnenförmigem Diamant (30.21 Karat DIF), der herausgenommen und in einem Collier getragen werden kann.

JUWELEN IM KOPF

Seit mehr als drei Jahrzehnten lässt Jacqueline Karachi bei Cartier Luxus-Schmuck glänzen. Über ein Leben mit wertvollen Steinen.

Von Jennifer Wiebking



Ring aus Weißgold mit braunem Turmalin, Obsidian, Diamanten mit Brillantschliff.

Jacqueline Karachi ist stark erkältet. Eigentlich müsste sie jetzt draußen im milden Licht von Paris stehen und richtig durchatmen. Stattdessen hustet und schnieft die Kreativ-Direktorin in einem halbdunklen Raum, der von Klimaanlage gekühlt wird. Die Luft hier ist nicht für Menschen gemacht, schon gar nicht für erkältete. Da ist auch der bunte Schal über der weißen Bluse, den Karachi heute wie zum Schutz trägt, zwecklos. Die Luft hier ist auf die Juwelen abgestimmt.

Hinter vielen Sicherheitstüren, auf einer der oberen Etagen des Cartier-Hauses an der Rue de la Paix im Zentrum von Paris, geht es nicht um Menschen. Somit geht es auch nicht um Jacqueline Karachi. Und niemand weiß das besser als die Kreativ-Direktorin der Linie Cartier Prestige selbst.

Jacqueline Karachi führt kein Leben in der Öffentlichkeit. Von der Französin, die seit 32 Jahren bei Cartier beschäftigt ist (in der Welt des Luxus sind das mindestens sieben Designer-Leben), weiß kaum jemand. Wer ihren Namen bei Google eintippt, findet wenige Hinweise zu ihrer Person, zu ein paar anderen Jacqueline Karachis – und zu Jacqueline Kennedy.

„Öffentlichkeit brauche ich nicht, will ich nicht“, sagt die Kreativ-Direktorin in einem Nebenzimmer des Showrooms. Ihr Leben scheint so gut gesichert wie die Juwelen, die hier lagern. Zur diesjährigen Pariser Biennale hat ihr Team mehr als 100 Stücke entworfen. Karachi selbst entwirft kaum noch etwas, sie muss den Überblick behalten, wenn man schon jemanden hat, der das Haus seit mehr als drei Jahrzehnten kennt. „Ich weiß gar nichts, überhaupt gar nichts“, sagt sie denn auch gleich. „Das ist wichtig. Nur so bleibt man neugierig.“

Nur so findet man den besten Rahmen für den Stein, der für sie nicht nur ein unbelebtes Objekt ist. „Wir versuchen seinen Geist zu verstehen“, sagt sie. „Dann überlegen wir uns in größter Demut ein Design für ihn, um ihn so nur noch mehr zu veredeln.“

Wenn sie über die Schmuckstücke spricht, dann erzählt sie vor allem von den Steinen: „Hier haben wir einen Kaschmir-Saphir, über 29 Karat, schauen Sie sich das Dunkelblau des Steins an. Da müssen wir bescheiden sein.“ Oder: „Das ist ein ganz außergewöhnlich schwerer Tansanit. So einen findet man selten, fast 80 Karat.“

Jacqueline Karachi lebt ein Leben für die Juwelen. Dazwischen erzieht sie im 18. Arrondissement von Paris ihre zwei Kinder, macht Yoga und ist verheiratet. „Aber meinen Nachnamen wollte ich nach der Hochzeit schon behalten. Das ist doch mein Name.“ Wer korrekt sein will, muss hier

Platinring mit Saphir aus Kaschmir im Kissenschliff mit 29,06 Kt., Diamanten im Dreiecksschliff mit 2,43 und 2,17 Kt., kalibrierten Diamanten, Brillanten.



Collier, das auch als Tiara getragen werden kann, aus Perlen, Diamanten im Kissenschliff, Brillanten. Die Perle in Tropfenform ist mit ihrem Gewicht (8,3 g) und ihrer silbrigen Anmutung eine Rarität.



Platin-Armband mit graviertem Smaragd aus Brasilien (97,96 Kt.), zwei Diamanten mit Rosettenschliff (zusammen 4,26 Kt.), Rubine, Smaragde, Saphire, Diamanten.



also von Jacqueline Karachi-Langane schreiben. „Und überhaupt: Ich habe unter meinem Mädchennamen ja schon gearbeitet.“

Karachi, heute in den Fünfzigern, studierte zunächst Gravur an der Pariser Kunsthochschule École Boulle. „Das Fach war nicht allzu weit von den Schmuckateliers entfernt.“ Für sie sah das allerdings anders aus. Als sie im Jahr 1982 bei Cartier anfing, entwarfen vor allem Männer den Schmuck für Frauen. „Ich war erst die zweite weibliche Designerin.“ Natürlich ist das Entwerfen von Schmuck auch eine Frage von Kraft, und von der haben Frauen von Natur aus weniger. „Aber zugleich wissen Frauen intuitiv, was andere Frauen tragen wollen. Wir erreichen sie damit anders. Frauen fühlen sich durch unsere Entwürfe heute auf ungewöhnliche Weise berührt“, sagt Karachi, die mit leiser Stimme klare Ansichten vertritt. Wenn man sie fragt, wie viele Frauen heute bei ihr im Atelier arbeiten, zählt sie erst mal durch, als ob sie sich gedanklich selbst auf den neuesten Stand bringen wollte. „Ich muss tatsächlich immer zählen. Jedes Mal ist es eine mehr. Aber heute sind fast alle Designer hier Frauen.“ Muss man an dieser Stelle erwähnen, dass sie sich ihre Mitarbeiter selbst aussucht?

Jacqueline Karachi ist zurückhaltend. Sie sagt zwar zum Beispiel: „Wir leben im goldenen Zeitalter des Luxus-Schmucks.“ Dabei erlaubt sie sich aber kein breites Grinsen. Die Kreativ-Direktorin wirft den Satz einfach so in den Raum. Die gute Stimmung hat natürlich zum einen mit den neuen Märkten zu tun, mit Asien und Russland, wo sich teurer Schmuck ziemlich gut verkauft. „Aber eigentlich besteht in unseren Boutiquen auf der ganzen Welt eine hohe Nachfrage“, meint Karachi. „Diese Branche ist viel kreativer geworden. Seit etwa zehn Jahren gibt es überhaupt Konkurrenz, zuvor gab es ja nur wenige Pariser Häuser. Aber jetzt kommen neue dazu. Die ganze Welt scheint nun Luxus-Schmuck zu entwerfen.“

Tatsächlich etablieren sich neben den traditionellen Häusern auch immer mehr jüngere Designer. Dazu gehören etwa die Brasilianerin Ana Khouri, die italienische Fendi-

Tochter Delfina Delettrez oder Gaia Repossi, die hier an der Place Vendôme das Schmuckhaus ihrer Familie in die Zukunft führt. Und auch die großen Modemarken, zum Beispiel Dior oder Louis Vuitton, legen heute mehr Wert auf Luxus-Schmuck. In einer Zeit, in der Investitionen schon morgen nicht mehr den Wert von heute haben können, herrscht bei den Juwelieren also beste Stimmung. In ihren Worten: „Ein goldenes Zeitalter. Die Steine werden seltener, bei Auktionen erzielen solche Stücke hohe Preise.“

Zugleich werden die Arbeiten komplexer. Selbst echtes Handwerk wie die Fertigung von Schmuck blüht heute auf, weil Computer so gut wie alles können. „Natürlich wird es von Hand gemacht, aber zuvor analysieren wir die ganze Konstruktion, das Volumen, mit dem Computer. Seit etwa zwei, drei Jahren sehen wir, dass kaum noch etwas unmöglich ist. Wir können viel mutiger arbeiten.“ Jacqueline Karachi zeigt auf ein Zick-Zack-Muster. „Hier handelt es sich zum Beispiel um einen optischen Effekt. Wenn der Rhythmus nicht perfekt ist, funktioniert es nicht.“ Vor allem sollen das die Kundinnen aufregend finden. „Wir wissen, was sie zuletzt gekauft haben, also versuchen wir beim nächsten Mal, etwas ganz anderes zu machen. Die Möglichkeit zu scheitern bringt erst den gewissen Nervenkitzel.“

Beim Entwerfen geht es ihr also darum, den Steinen mit Hingabe zu begegnen. Schließlich werden es immer weniger. Zugleich muss sie die Juwelen so inszenieren, dass sie zum Leben der Besitzerin passen. „Es ist manchmal schwierig, zurückhaltend zu sein“, sagt sie. „Aber so einen Stein möchte man eben ständig tragen, das tun unsere Kundinnen nun auch. Noch vor zehn Jahren war Luxus-Schmuck etwas für den Abend, für besondere Gelegenheiten.“ Heute tragen viele Frauen ihren Schmuck so oft, dass sie ihn nicht mal mehr im Safe verwahren. Karachi schüttelt den Kopf. „Das ist nicht gut, es ist eine Frage des Respekts. Vielleicht müssen die Frauen auch wieder mehr verstehen, dass es sich dabei um etwas Wertvolles handelt. Andererseits: Es ist natürlich besser, den Schmuck zu tragen, als ihn im Safe liegen zu haben.“

Wer sich früher alten Schmuck anschaute, habe daran kaum Gebrauchsspuren finden können. „Heute steckt darin Leben.“ Das gilt auch für Jacqueline Karachis persönlichen Schmuck, wenigstens für die paar Ringe, die sie heute trägt. Sie selbst trägt nur wenige Stücke, sie hat ja den Kopf voll mit wertvollen Steinen. Einer der Ringe ist mittlerweile voll mit Kleister. „Zu Hause habe ich ihn mal im Badezimmer vergessen, er fiel runter, und der Stein löste sich.“ Also hat sich die Kreativ-Direktorin hingesezt – und den Stein wieder angeklebt. „Wir leben mit dem Schmuck, und wir machen ihn kaputt. So ist das Leben.“



Sie sucht das Ewige in all der Vanitas: An Steinen erkennt Jacqueline Karachi viel mehr als nur unbelebte Natur.

AMERICA ★ SOUNDS ★

So viele Musik-Metropolen wie in den Vereinigten Staaten gibt es nirgends. Und jede klingt anders. Eine Reise in die Städte, die noch immer den Ton angeben.

Von Philipp Krohn und Ole Löding

★★★

CHICAGO

★★★

Chicago mag nicht der bevorzugte Ort für junge Amerikaner sein, um eine Musikkarriere zu starten. Mit einigem Recht lässt sich die lebenswerte Metropole am Lake Michigan dennoch als die musikalischste Stadt des Landes bezeichnen. Nicht nur die Blues-Geschichte mit Muddy Waters und Howlin' Wolf, auch die Soul-Tradition mit den Impressions oder den Ch-Lites begründete den Weltruf der Popmusik aus der „Windy City“ – vom Jazz ganz zu schweigen. Man erkennt es an den einzelnen Künstlern, die zu den besten ihres jeweiligen Genres gehören: Herbie Hancock im Jazz, Curtis Mayfield im Soul, Wilco im Alternative Rock, Tortoise in der experimentellen Popmusik, Chicago und The Flock im Jazzrock, Common im Rap. Dass Chuck Berry bei Chess Records mal eben den Rock'n'Roll erschuf, ist eine eigene Geschichte. Und die Erfindung des House in Chicago hatte auf den Pop so viel Einfluss wie der Hip Hop aus New York.

„Nach meinem Gefühl gibt es in Chicago eine sehr ausgeprägte Musikalität“, sagt Kip McCabe, der in den neunziger Jahren Schlagzeuger der Post-Rock-Formation Dianogah war und heute den Plattenladen „Reckless Records“ führt. Die Dominanz des Jazz habe auch andere Genres positiv beeinflusst. „Das hat seit jeher zu einer Bewunderung für musikalische Exzellenz geführt und dazu motiviert, virtuos zu sein.“ Vor allem in dem Stil, dem er sich mit seiner Band verschrieben hat, ist Chicago eine Hochburg. Durch den Umzug des Labels Thrill Jockey mit Musikern wie Tortoise und The Sea and Cake nach Chicago und durch Künstler aus dem Umland wie Slint oder Gastr Del Sol hat der Post Rock hier tiefe Spuren hinterlassen.

Zunächst aber war Chicago seit den späten fünfziger Jahren eine Stadt der Bluesrock-Pioniere. Sie hatten in den schwarzen Blues-Clubs und Folk-Geschäften der Southside die Zwölf-Takt-Schemata und Blues-Harmonik gelernt. „Es war wirklich verrückt: Folkäden an jeder Ecke, in denen man



Hier kann man noch Platten kaufen: „Reckless Records“ war Vorbild des Shops in dem Film „High Fidelity“.

Platten kaufen konnte. Gitarren hingen an der Wand. Hier traf ich Mike Bloomfield. Überall war Musik“, erinnert sich Nick Gravenites, der für Bloomfield und Paul Butterfield das Stück „East-West“ komponierte, das als erstes Beispiel des später so populären Psychedelic Rock gilt.

Das musikalische Wissen in der Stadt reicht tief. So wurde sie auch zum Zentrum für Werbemusik. „Wenn so etwas passiert, gibt es Musiker, die gut ausgebildet sind. Sie müssen lernen, Musik zu lesen, und das sehr schnell“, sagt Jerry Goodman, der einige Jahre mit der Jazz-Rock-Band The Flock erfolgreich war, bevor er zum Mahavishnu Orchestra ging. „Schließlich wollen alle in einer Band spielen. Und das haben sie dann auch getan.“ Erfolgreiche Bands wie Chicago oder Styx zeichnen sich durch ihre tiefen musikalischen Kenntnisse aus.

Nach der Punk-Revolution aber zählte etwas anderes als Virtuosität. Von der Blues-Tradition haben sich Steve Albini, Urge Overkill oder Jesus Lizard losgesagt. „Als ich nach Chicago zog, habe ich Blues als unerträglich korrupt wahrgenommen“, sagt Eddie Roeser, der mit seiner Band Urge Overkill den Ruhm verpasste, der mit ihrem Auftritt in dem Kultfilm Pulp Fiction („Girl You'll Be a Woman Soon“) so nahelag. In der örtlichen Blues-Szene entstand damals nichts Neues mehr.

Die Underground-Szene stellte sich auch klar gegen den Kommerz, der aus Los Angeles kam. Damit wurden ihre Protagonisten als Kooperationspartner für die ebenfalls unkommerziellen Bands aus Seattle interessant. Als Kurt Cobain von Nirvana, vom plötzlichen Ruhm schockiert, nach einer Antwort auf den Erfolg suchte, fand er in dem puristischen Produzenten Steve Albini den passenden Partner. Denn der hatte mit seinen Bands Big Black, Rapeman und Shellac seit jeher jedes Zugeständnis an das Musikbusiness vermieden. Doch wie sollte es in einer Stadt wie Chicago anders sein: Selbst im Geist des Punk findet sich hier noch genug Raum für Virtuosität.

★★★

AUSTIN

★★★

Gegenüber der Innenstadt von Austin steht ein Denkmal des Blues-Rock-Musikers Stevie Ray Vaughan. So wie er stets auf der Bühne auftrat, in Indianerponcho und mit Cowboyhut. Die texanische Hauptstadt verneigt sich mit der Statue vor ihrem vielleicht größten Sohn (auch wenn er in Dallas geboren wurde). Vaughan eroberte in den achtziger Jahren die Bühnen in den Vereinigten Staaten und in Europa, als der Blues schon ziemlich stark roch, wie es Frank Zappa einst über den Jazz sagte. Mit seinen virtuosen Soli gab der Texaner dem Genre seine Frische zurück. „Er hat viele Leute dazu inspiriert, zur Gitarre zu greifen“, sagt Martin Coulter, der im Plattenladen „Waterloo Records“ arbeitet und jungen Musikern dabei hilft, ihre ersten Aufnahmen zu machen. „Er war einer dieser grandiosen Gitarristen, die ihr Instrument so spielen konnten, dass es wie zwei oder drei Gitarren klang.“

Austin schätzt seine musikalischen Helden. Auch dem Country-Musiker Willie Nelson hat es schon zu Lebzeiten seinen Respekt bekundet: Eine der zentralen Straßen der Innenstadt ist nach ihm benannt. Doch obwohl Country und Blues hier eine wichtige Rolle spielen, wird Austin in der Popmusik vor allem für seine äußerst lebendige Indie-Rock-Szene wahrgenommen. Das Motto „Keep Austin weird!“ begegnet Besuchern an allen Ecken – ob auf T-Shirts, auf Plakaten oder in Gesprächen mit den Menschen. Einige der aufregendsten amerikanischen Bands der vergangenen Jahre wie Spoon, Okkervil River, ... And You Will Know Us by the Trail of Dead hat diese Szene hervorgebracht. Trail-of-Dead-Schlagzeuger Jason Reece kam 1995 von Olympia bei Seattle in die Stadt.



Fast immer ausverkauft: Der „Continental Club“ ist der vielleicht charmanteste Musikclub in ganz Nordamerika.

„Ich liebte es, wie sich Austin anfühlte. Es hatte einen sehr eigenen Geist“, sagt Reece. „Die Leute hier waren ambitionierte Studenten. Kunst, Filme, Musik – jeder machte etwas Kreatives.“

Wer das typische Texas-Klischee im Kopf hat (Trucker, Cowboyhüte, Steaks und Whiskey), findet sogleich die Erklärung dafür, dass Austin so anders ist. Jeder, der sich auch nur irgendwie freakig fühlt, geht nach Austin. Der Film „Boyhood“ von Richard Linklater zeigt das sehr schön. Anders als im Norden der Vereinigten Staaten ist die Berührung mit Musik

im Süden unmittelbar. An einem Samstagabend in Austin begegnet sie einem überall: in den Bars an der Sixth Street, bei den Barbecues südlich des Colorado oder entlang der South Congress Avenue, der zentralen Verkehrsader im Süden der Stadt.

Hier steht der „Continental Club“ – vielleicht der charmanteste Musikclub in ganz Nordamerika. 1957 eröffnet, bietet er aller Musik Platz, die von ihrer Leidenschaft lebt: von Boogie bis Country, von Blues bis Hardrock. Auch die New Yorker Noise-Rock-Pioniere Sonic Youth traten hier schon auf. Es ist Sonntagabend, die Straßen sind leer, Amerika ruht sich von der Woche aus. Nur nicht das Publikum im „Continental“: Um viertel nach elf tobt es in der Bude. Fünf Herren mit weißem Haar spielen einen Mix aus Blues, Country und Boogie – zwei Dutzend Zuhörer aller Altersstufen tanzen wild auf der Tanzfläche. 80 bis 100 Leute sind auf den Beinen.

„Als ich in New York lebte, war es viel schwieriger, einen Auftritt zu organisieren“, sagt Michael Muller, der mit seiner innovativen Band Balmorhea das Feld zwischen Klassik und Post Rock ausleuchtet. „Hier findet man die Kontaktadressen auf den Internetseiten der Clubs. Man kann einfach zehn Orte anschreiben.“ Anders als in San Francisco oder New York kann man sich zudem auf den Zuspruch des Publikums verlassen. Wohl auch deshalb sind einzigartige Musiker wie Iron & Wine oder Bill Callahan hierher gezogen. Und mit Balmorhea, This Will Destroy You und Explosions in the Sky gibt es nun nach den Pionieren der Postpunk-Ära wie den Butthole Surfers und den Indie-Rockern eine dritte Generation an Bands aus Austin, die weit über die Stadtgrenzen hinaus von sich hören lassen.



Nie ohne seinen Poncho: Stevie Ray Vaughan (1954 bis 1990) hat Austin den Blues gebracht, die Stadt hat ihm auch dafür ein Denkmal gesetzt.

★★★

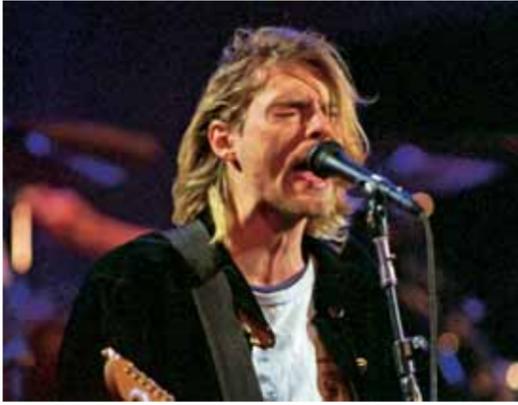
SEATTLE

★★★

Als sich vor 30 Jahren die Grunge-Bewegung in Seattle aufmachte, die Welt zu erobern, war die Stadt eine andere als heute. Der verschlafene Ort von damals hat mit der boomenden Wirtschaftsmetropole wenig gemeinsam: Microsoft hat von hier aus die Weltmarktführerschaft erreicht, Starbucks-Kaffee gibt es überall, und Amazon beliefert milliardenfach Kunden mit Produkten vom Bildband bis zum Staubsauger. Alle drei Unternehmen stammen aus Seattle. Die Stadt im Nordwesten der Vereinigten Staaten hat den Alltag der Menschen stärker beeinflusst als die meisten anderen. Und ihren Musikgeschmack.

Seattle schenkte der Welt zwei ihrer größten Ikonen. Neben Jim Morrison, Janis Joplin und Amy Winehouse sind Jimi Hendrix und Kurt Cobain die bekanntesten Mitglieder im „Club“ der mit 27 Jahren gestorbenen Rockstars. Hendrix zog es schnell in die Welt hinaus. Erst im London der Swinging Sixties konnte er seinen eigenen Stil entfalten. Cobain wurde mit seinen Holzfällerhemden und seinen strähnigen halbblonden Haaren ungewollt zum Inbegriff des rebellischen Rockmusikers aus dem amerikanischen Nordwesten. Heute ist er auf so vielen T-Shirts zu sehen wie sonst nur noch Bob Marley, Che Guevara oder Tupac Shakur.

Mit seiner Band Nirvana erfand Cobain einen ungeheuer wirkungsvollen Sound zwischen Punk und Rock, der das Gegenteil von dem war, was Anfang der Neunziger als Maß der Dinge galt: Wo Guns'n'Roses auf Hall, Pomp und Bombast setzten, erklang bei den Bands aus Seattle Rotz, Spar-



Voller Emotionen: Indem er seine Wut ausdrückte, wurde Kurt Cobain zur wichtigsten Musikikone der Neunziger.

samkeit und Wut. Das gab ihnen ihren Namen: Grunge (auf englisch Schmutz). Schnell erlangten Bands wie Pearl Jam, Soundgarden oder Alice in Chains im Windschatten Nirvanas Weltruhm.

Angekündigt hatte sich die Grunge-Explosion nicht. Wer in den achtziger Jahren nach kommerziellem Erfolg suchte, ging von Seattle in andere Metropolen, erinnert sich Chris Eckman, der mit seiner Band The Walkabouts seit 1984 für den Folk-rock aus Seattle steht. „Die meisten von uns hatten in den frühen Neunzigern längst den Gedanken aufgegeben, dass sie in der Musik Karriere machen könnten“, sagt Eckman. „Mehr oder weniger zufällig und nicht mit Hilfe eines Masterplans hat sich die Grunge-Szene auf die richtigen Dinge konzentriert.“ Die Musik habe damals im Vordergrund gestanden, nicht geschäftliche Dinge. So

seien Ende der achtziger Jahre die Werte, die von den Pionieren der Independent-Kultur (Replacements, Hüsker Dü, Butthole Surfers) gelebt wurden, zu einem Massenphänomen geworden – und somit auch ihre Ästhetik.

Mit dem plötzlichen Erfolg aber hatte nicht nur Cobain zu kämpfen. Mark Arm, der mit seiner Band Mudhoney ebenfalls zu ungeahnter Popularität kam, sagt: „Auf einmal gab es eine Menge Arschlöcher und Schwachköpfe, die in die Szene einfielen. Leute ohne Idee für die Herkunft dieser Bands.“ Musiker, die vorher gegen alle Widerstände an ihrer Leidenschaft festhielten, waren mit den Folgen eines nicht angestrebten Aufstiegs konfrontiert. Ihr Beitrag für die Entwicklung der Rockmusik ist erheblich. „Das aber war nicht immer gut, wie die vielen Bands zeigen, die schamlos Elemente von Grunge-Bands ausgeschlachtet haben, ohne ihnen etwas Neues hinzuzufügen“, sagt der Rockjournalist Greg Prato, der mit „Grunge is dead“ eine faszinierte Oral History der Szene geschrieben hat. Die lokale Musikszene erholte sich aber von den Folgen des Grunge-Zeitalters. Etwa drei Jahre habe es gedauert, bis die Epigonen ihre Kraft verloren hätten, erinnert sich Walkabouts-Gründer Eckman. Danach war genug Freiraum für neue aufregende Bands einer jüngeren Generation: Fleet Foxes, Death Cab for Cutie und Modest Mouse etwa touren seither mit ihrer Version von Seattle-Musik um die Welt. Und in Macklemore & Ryan Lewis hat die Stadt nun auch einen jungen Rap-Act von internationalem Format.

★★★

MEMPHIS

★★★

Welche Stadt mit gerade einmal 650.000 Einwohnern kann von sich behaupten, einige der größten Talente der Popmusik hervorgebracht zu haben? Memphis war die Heimat von Elvis Presley, seit er 14 Jahre alt war, wie an seiner kitschig-plüschigen Villa Graceland noch zu erkennen ist. Die Stadt beherbergt seit 1976 Al Greens Gospel-Kirche, in der der Meister des einfühligen Soul regelmäßig Gottesdienste abhält, und sie ist der Ort, an dem Otis Redding zum Weltstar wurde. Außerdem wurden Aretha Franklin, Alex Chilton und Booker T. Jones (Booker T. and the MGs) hier geboren. Auch sonst ist sie voll an Popmythen. In den Sun Studios nahmen neben Presley auch Johnny Cash und Jerry Lee Lewis Platten auf. Das Stax Label war das Gegenmodell zu Motown in Detroit. Statt des dort verbreiteten glatten Sounds wurde hier der individuellere schweißige, funkige Soul von Rufus Thomas, Wilson Pickett und Sam & Dave geschaffen. In den

Neunzigern starb Jeff Buckley nach Aufnahmen in Memphis beim Schwimmen im Mississippi.

Von dieser Größe war viele Jahre nichts zu sehen. „Es hat lang gedauert, bis Memphis seine historische Bedeutung anerkannt hat“, sagt Sherman Willmott, der in den neunziger Jahren einen Plattenladen, dann ein eigenes Label mit dem Namen Shangrila gründete. „Heute hat es sich selbst wirklich anerkannt: Man sieht Werbung für Elvis im Fernsehen oder für Isaac Hayes und den Stax-Sound auf Werbeplakaten, wenn man in die Stadt hineinfährt.“ Ausdruck dieses Stolzes sind die Ausstellungen des Stax Museums, des Rock'n'Soul Museums und der Sun Studios.

Der Trompeter Wayne Jackson hat als eine Hälfte der Memphis Horns auf fast allen Aufnahmen von Stax, aber auch auf Platten von Aretha Franklin, Peter Gabriel, Rod Stewart, U2, Sting, BB King, Keith Richards und vielen anderen mitgespielt. Heute sitzt er im Rollstuhl, wird aber weiter

für Aufnahmen gebucht und führt Besucher durch das Innere des Stax-Museums. „Wir wuchsen alle in Kirchen und auf Baumwollfeldern auf“, sagt er. Otis Redding, der mit „Try A Little Tenderness“ und „Dock Of The Bay“ zur Legende wurde, sei seine größte Inspiration gewesen. „Er hat dich durch seinen Gesang zu einem anderen Menschen gemacht. Er war magisch.“

Doch Memphis ist auch der Ort, an dem 1968 Martin Luther King erschossen wurde. Das Attentat vergiftete die Atmosphäre in der Stadt, in der wie nirgends sonst weiße und schwarze Musiker zusammen gearbeitet hatten. Der schwarze Manager Al Bell nutzte seine Position in dem Label, um die radikale Black-Power-Bewegung zu unterstützen. Zudem verbot er sich mit immer größeren Projekten. Als er 1975 einen Bankkredit benötigte, ließ ihn die von Weißen dominierte Finanzwelt verhungern. Stax ging bankrott. Zeitweise wurde auch die legendäre Beale Street zugemacht. Eineinhalb Jahrzehnte herrschte Ödnis.

Erst vor einigen Jahren berappelte sich die Stadt in Tennessee wieder. Der Gitarrist Alex Chilton, einst kurzzeitig Teenie-Star mit den Box Tops, wurde zur zentralen Figur einer kreativen Alternativszene. In den großen freien Lofts der verlassenen Innenstadt konnten Bands wie die Grifters Freiräume nutzen. Die Counter Fests brachten Interessantes aus der Alternativkultur zusammen: „Hier spielte zuerst eine Punk-Band, dann irgendeine Gruppe mit absurdem Theater, die nächste Band waren dann zwei Typen mit Keyboards und Bass, aber ohne Schlagzeug“, erinnert sich Jack Yarber, der mit seinem Trio Oblivians bekannt wurde. „Es war wirklich bizarr. Alles wurde im Punkrock-Stil gemacht. Es gab eine Szene.“

Nach 15 Jahren Ruhe lebte die Stadt wieder auf. Shangrila Records wurde gegründet und bot Talenten einen Weg, über die Stadtgrenzen hinaus erfolgreich zu werden. Wer vom glatten und gefälligen Nashville angeödet ist und wem nach einem verschwitzten Abend voller Funk, Punk und Independent ist, der ist hier richtig.



Ungeklärt: Hat Elvis Presley im Sun Studio in Memphis den Rock'n'Roll erfunden? Oder Chuck Berry bei Chess in Chicago?

AMERICA SOUNDS

★★★

NEW ORLEANS

★★★

New Orleans hält an seinen Traditionen fest. Wir haben selbst dann noch Kontrabass gespielt, als ganz Amerika schon auf den elektrischen Bass umgestiegen war.“ Dieser Satz von Allen Toussaint verrät viel über das Verhältnis der Bewohner zu ihrer Stadt. Die Einzigartigkeit der Hafenmetropole in Louisiana erfüllt ihre Bevölkerung mit Stolz. Was in der kreolischen Küche Gumbo, Jambalaya oder Alligator-Würstchen sind, sind in der Musik Brassbands, Mardi Gras und Second Line.

In New Orleans herrsche ein anderes Tempo als im Rest des Landes, sagt Toussaint. Wer die Stadt im Mississippi-Delta besucht, wird sofort von diesem langsameren Takt ergriffen. Man nimmt sich Zeit zum Essen, Reden und Genießen. Selbst der Hurrikan Katrina konnte daran nur kurzzeitig etwas ändern. „Es gibt hier eine Haltung, dass das Morgen niemals kommen wird“, sagt Scott Aiges, Geschäftsführer der New Orleans Jazz and Heritage Foundation, einer Stiftung, die das musikalische Erbe der Stadt lebendig halten will. „Ein Gefühl des Fatalismus: Das Leben ist kurz, man kann die Zukunft nicht vorhersagen. Also lasst uns noch einen Drink nehmen.“

Zwar hat New Orleans nach Katrina viele Einwohner verloren. Doch die Zurückgekehrten bauten die Stadt wieder auf – vielleicht sogar schöner

und bunter als zuvor. Gleichzeitig sind viele junge Leute hergezogen, die mit Respekt alte Spielformen erlernen: Dixieland Jazz, Brassband Funk oder die Musik der großen Bigbands. Unbestritten liegt hier am Lake Pontchartrain die Wiege der Jazzmusik. Buddy Bolden, der 1877 in New Orleans geboren wurde, gilt als der erste Jazzbandleader. „Satchmo“ Louis Armstrong wurde hier zum Weltstar und Jelly Roll Morton zum wichtigsten Pianisten des frühen Jazz.

Überall in New Orleans kann man alte und neue Musik hören. Auf der Frenchmen Street in der Innenstadt begegnet man einer zehnköpfigen Gruppe von Blasmusikern, die unwiderstehlich groovt. Fünfzehnjährige verdienen sich auf der Decatur Street im French Quarter ein Taschengeld mit Steppen. Und wer das Glück hat, während des French Quarter Festivals in der Stadt zu sein, kann gratis Legenden wie Soul-Queen Irma Thomas oder den einzigen Voodoo-Rocker, Dr. John, auf der Bühne erleben. Ganz New Orleans ist auf den Beinen, an jeder Ecke steht eine Bühne, wo Zydeco, Dixieland, Funk oder sonst ein Stil zu hören ist, der hier aus dem Süden der Vereinigten Staaten stammt.

Ist das bei aller Freude am Musizieren aber nicht museal? „Was ich an New Orleans so liebe: Es gibt hier Tausende von Musikern, die sich dar-

auf konzentrieren, die musikalische Tradition aufrechtzuerhalten“, sagt Barry Smith, der seinen Plattenladen „Louisiana Music Factory“ mitten im Zentrum des Geschehens hat. Besonders gelte das für die Brassband-Szene. „Aber sie fügen der Musik etwas Modernes, Funkiges hinzu, Hip-Hop-Elemente. Sie geben ihr einen ganz eigenen Dreh, der sie anspricht.“

Auch zur Entwicklung der Popmusik hat New Orleans viel beigetragen. Fats Domino war einer der größten Musiker des Rock'n'Roll-Zeitalters. Professor Longhair beeinflusste Generationen von Musikern. In den sechziger Jahren dominierte Allen Toussaint die Szene als Songschreiber und Produzent. Seine zeitlosen Klassiker nahm er mit Lee Dorsey, den Meters, Aaron Neville und vielen anderen auf. Doch es gelang nicht, eine eigenständige Musikindustrie zu etablieren. „Es dauerte noch Jahre, bis ich bemerkte, dass ich Platten eingespielt hatte, die viel Geld machten. Aber nichts davon habe ich bekommen“, sagt Irma Thomas, deren Talent dem von Aretha Franklin oder Etta James in nichts nachsteht, die aber weit weniger Ruhm errungen hat. Bis heute zieht es deshalb junge Musiker aus New Orleans anderswo hin. Selbst als die viel beachtete Bounce-Szene (eine spezifische Form des Hip Hop aus der Region) eigene Labels aufbaute, geschah das nicht hier.



Daran konnte auch Wirbelsturm Katrina nichts ändern: New Orleans' Straßen waren schon immer voller Musik – auch dank unvergessener Größen wie Eddie King (1938 bis 2012).

AMERICA ★ SOUNDS ★

★★★

NEW YORK

★★★

Wer mit allzu großen Erwartungen das „Cafe Wha?“ in Greenwich Village in Manhattan betritt, wird enttäuscht. Einst standen auf der hölzernen Kellerbühne die besten Musiker der Stadt – von Bob Dylan bis The Velvet Underground, von Richie Havens bis Bruce Springsteen. Heute spielt allabendlich eine Profiband Hits, um betrunkene Touristen in Fahrt zu bringen. New York ist im Wandel: Wo früher Beatpoeten und Folksänger für eine bessere Welt eintraten, sind jetzt teure Eigentumswohnungen. Wo sich früher die folkloristischen amerikanischen Musikstile zu Neuem mischten, hetzen jetzt Börsenprofis in Richtung Wall Street.

„Ganz bestimmt war der grandiose Refrain meines Bruders von ‚Summer in the City‘ eine Art Liebeserklärung an New York im Sommer“, sagt der Songwriter John Sebastian über seinen bekanntesten Hit, zu dem sein Bruder Mark Textfragmente lieferte. „Die Stadt war wirklich in mir – in dem Sinne, dass ich von allem beeinflusst war, was ich gehört habe.“ Seine Band Lovin’ Spoonful war nach 1965 die erste in Amerika, die sich erfolgreich in der neuen Rockmusik bewegte. Die Szene traf sich im Village. Von dieser Zeit handelt auch der jüngste Film der Coen-Brüder, „Inside Llewyn Davis“. Al Kooper kann sich nur über ihn aufregen. „Dave van Ronk war völlig anders als die Figur in

dem Film“, sagt der Gründer der Jazzrock-Band Blood, Sweat and Tears. „Dieser Kerl hatte nicht einmal ein Zimmer. Van Ronks Wohnung war wie der Königspalast.“ Vom Village, in dem Kooper und Van Ronk lebten, gingen epochale Entwicklungen aus: Hier wurden Protestsongs von Pete Seeger und Woody Guthrie populär, Bob Dylan stieg vom Eigenbrödlerr aus Minnesota zum Superstar auf und wagte sich an das Undenkbare – er elektrifizierte den Folk, schuf den Folkrock, der zum Massenphänomen wurde. Al Kooper war hautnah dabei, für Dylans größten Song „Like A Rolling Stone“ und beim Newport Festival 1965 spielte er Orgel. Der gebürtige New Yorker kam spät ins Village. Zuvor war er Hitschreiber gewesen. Da verarbeitete er das, was er von klein auf im lokalen Radio gehört hatte: Doo-Wop, Bebop, Pop aus den Hitmanufakturen am Broadway.

Doch die Mischung wurde noch aufregender. Patti Smith, The Ramones, Grandmaster Flash, Wu-Tang Clan, TV on the Radio, Moby – in allen Jahrzehnten kamen viele der auch international einflussreichsten Musiker von hier. „New York war und ist viel härter, viel nervöser, mehr wie polierter schwarzer Granit“, sagt Doug Yule. Zum dritten Album von Velvet Underground stieß er zu der Band um den Gitarristen Lou Reed. Reed und Schlagzeugin Maureen Tucker gaben den treiben-

den Sound vor. Ob zehn Jahre später Television, 20 Jahre später Sonic Youth oder 30 Jahre später The Strokes: Einige der meistbeachteten Bands orientierten sich an der Gruppe, von der es heißt, nur 500 Leute hätten sie in ihrer aktiven Zeit gehört, aber alle 500 hätten eine Band gegründet. Auch an ihrer Experimentierfreude richteten sich Nachahmer aus. „Das Gute an New York ist: Die Leute sind smart und cool, das treibt dich an, experimentelle Dinge zu tun“, sagt der gebürtige Kalifornier Stephen Malkmus, der hier in den neunziger Jahren mit seiner Band Pavement lebte.

Heute befindet sich die Szene jenseits des East River. In Brooklyn haben vor eineinhalb Jahrzehnten Künstler leerstehende Lofts für sich nutzbar gemacht. Inzwischen ist die Gentrifizierung auch im Ortsteil Williamsburg vorangeschritten, und die Künstler treibt es weiter aus der Stadt heraus. Noch immer wirkt sie wie eine intellektuelle Speerspitze. Doch Leute aus dem Mittleren Westen sehen auch die Schattenseiten der Metropole: „Für uns wirken moderne New Yorker Bands immer so, als stünde die Mode über dem Inhalt“, sagt Eric Cecil, der vor fünf Jahren aus Chicago herzog und in dem New Yorker Plattenladen „Academy Records“ arbeitet. New York ist eben ambivalent: Avantgarde und Pop, Schickeria und Experiment, Mode und Schmutz.



Produktive Factory: Andy Warhol (mit Perücke und Sonnenbrille) umgibt sich mit Lou Reed (vorne mit Sonnenbrille) und The Velvet Underground.

DOROTHEUM

SEIT 1707

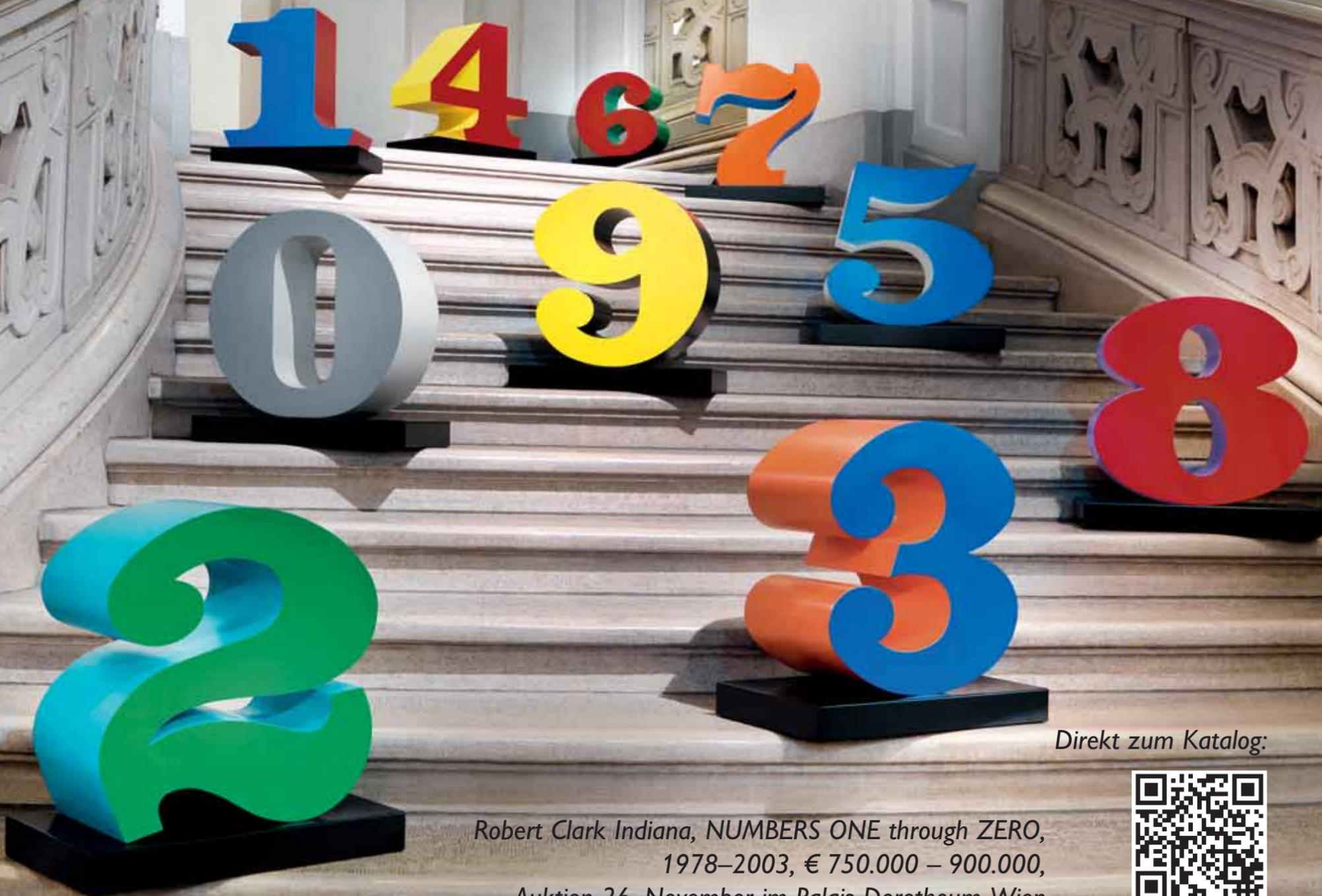
Willkommen in einem der größten
Auktionshäuser der Welt

Auktion Zeitgenössische Kunst

26. – 27. November

Wien, Dorotheergasse 17, Tel. +43-1-515 60-570
Düsseldorf, Südstraße 5, Tel. +49-211-210 77-47
München, Galeriestraße 2, Tel. +49-89-244 434 73-0

www.dorotheum.com



Direkt zum Katalog:



*Robert Clark Indiana, NUMBERS ONE through ZERO,
1978–2003, € 750.000 – 900.000,
Auktion 26. November im Palais Dorotheum Wien*

AMERICA SOUNDS

★★★

LOS ANGELES

★★★



Geburtsort großer Karrieren: Die Doors, Frank Zappa und Neil Young waren im „Whiskey a Go Go“ zuerst zu erleben.

Wie kann es sein, dass der stromlinienförmige Charts-Pop von Katy Perry in derselben Stadt entstanden ist wie die Musik des Bürgerschrecks Frank Zappa und seiner Mothers of Invention? Wie kann es sein, dass „Surfin' USA“ und „God Only Knows“ vom selben Komponisten – nämlich dem Popgenius Brian Wilson von den Beach Boys – geschrieben wurden?

Wilson ist gleichzeitig die Verkörperung der kommerziellen Surfmusik wie des anspruchsvollen Popsongs in der Tradition von Cole Porter. Das lässt sich wohl nur so erklären: Los Angeles ist eine Metropole der Widersprüche. „Seit seiner Gründung hatte sie diesen Mythos, oder sie wurde verkauft als sonniger Ort, an dem der American Dream lebt und wo man einfach hinkommen kann, um ihn zu erreichen“, sagt Javier Johnston-Martinez, Plattenhändler im Vinylparadies „Amoeba Records“ am Sunset Boulevard. „Aber schon kurz danach, als die Leute merkten, dass das Quatsch ist, begann der Anti-Mythos.“

Der Film Noir sei die Ausprägung dieser Generenzählung gewesen. In der Rockmusik finden sich seit Zappas Erscheinen Beispiele: Die Doors waren an der Schwelle zwischen kommerziell und provokativ, die Byrds wollten so sehr die amerikanischen Beatles sein, wie sie die Gegenkultur anführten. Und der Hardcore von Bands wie Black Flag hat die Musikkultur des Landes so nachhaltig erschüttert, dass kaum eine Independent-Band sie nicht als einen wichtigen Einfluss benannt hat.

Doch wenn man Musikkenner in der Stadt fragt, welche Platte den Grundwiderspruch von Los Angeles am besten verkörpert, gibt es meist eine Antwort: „Forever Changes“ von Love. Durch hohe Positionen in zahllosen Bestenlisten auch einem jüngeren Publikum bekannt, gelang es der Band um Arthur Lee, gleichzeitig sonnig und untergründig düster zu klingen. „Jeder denkt, dass die dunkle Seite in New York liegt“, sagt Harvey Kubernik, der früher in der Musikindustrie arbei-

tete und mehrere Bücher über die Musik aus Kalifornien geschrieben hat. „Dabei ist das Ende der Welt genau hier“ – im äußersten Westen von Amerika. In zahllosen Liedern ist dieser Mythos thematisiert worden: „The End“ von The Doors etwa, auch David Crosby ließ tief blicken mit seinem nachdenklichen „Everybody's Been Burned“, das er mit den Byrds noch vor seiner Karriere als Superstar mit Crosby, Stills & Nash einspielte.

Doch ebenso ist in Los Angeles ein Gefühl verbreitet, dass man sich für seine Herkunft schämen müsse. „Man läuft hier Gefahr, zu stark auf kommerzielle Verwertung zu achten. Das ist künstlerisch meist eine Schwäche“, sagt Stephen Malkmus von der Band Pavement, der zwar in Santa Monica geboren ist, sich selbst aber eher als New Yorker oder als Musiker aus Charlottesville in Virginia sieht. Die Gigantomanie der Unterhaltungsbranche bietet eigenständigen Musikern viel Anlass sich abzugrenzen. Gleichzeitig eröffnet sie unglaubliche Möglichkeiten, sich künstlerisch auszuprobieren. Tom Waits etwa gelingt es, seit mehr als drei Jahrzehnten überzeugend die Rolle des exzentrischen Sonderlings auszufüllen. „Er weiß, wie er mit dem System Hollywood spielen kann, ohne sich selbst auszuverkaufen“, sagt Kubernik.

Obwohl Unmengen an Rock- und Popschrott aus Hollywood stammen und auch der Bubblegum-Pop von Musikproduzent Phil Spector, der Popmetal von Van Halen oder der maskuline Brachialrock von Metallica ästhetisch herausfordernd sind, gibt es mindestens so viel künstlerisch Waghalsiges. Beck, Dr. Dre, die Eels, die Red Hot Chili Peppers, Rage against the Machine, Flying Lotus und viele andere strafen diejenigen Lügen, die an Los Angeles ausschließlich das Kommerzielle sehen wollen. Die größte Ironie liegt darin, dass kein Mitglied der als kalifornischste aller Gruppen geltenden Bands von hier kommt: Die Eagles fanden einst hier zusammen und sind inzwischen in alle Winde verstreut.

★★★

NASHVILLE

★★★

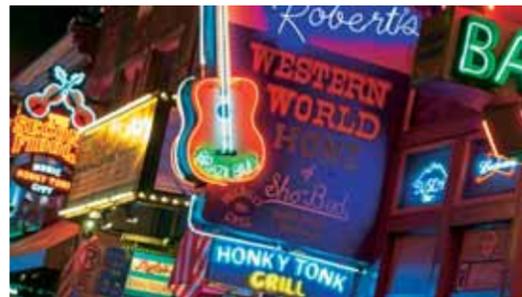
Eine Reise nach Nashville lohnte sich früher eigentlich nur für hartgesottene Country-Fans. Dolly Parton, Garth Brooks, Taylor Swift und Nicole Kidmans Ehemann Keith Urban sind Repräsentanten eines kommerziell gefälligen Musikstils, der Millionenumsätze generiert. Countrymusik ist in Amerika so populär, dass Nashville nach New York und Los Angeles zum drittgrößten Ort der Musikindustrie geworden ist. Auf der Music Row südwestlich der Innenstadt reihen sich Hunderte Musikstudios, Promotion-Agenturen und Plattenlabels aneinander.

Doch die Stadt hat nicht nur Kommerzielles hervorgebracht. Bob Dylan hat mit seiner hier aufgenommenen Platte „Nashville Skyline“ einen seiner viel beachteten Stilwechsel vollzogen. Neil Youngs „Harvest“ steht nicht nur wegen „Heart of Gold“ in fast allen gut sortierten Sammlungen. Und Ryan Adams erholte sich hier im Jahr 2000 vom Ende seiner Band Whiskeytown und nahm mit „Heartbreaker“ ein Pionieralbum des Alternative Country auf. Kommerz und Kunst liegen nah beieinander in „Music City USA“. Und um die Verwirrung noch größer zu machen: Die Grenzen verlaufen längst nicht mehr so wie früher.

„Pro-Vietnamkrieg war Country, Anti-War war Rock“, sagt Kurt Wagner, der als Zweijähriger mit seiner Familie in die Stadt kam, also einer der wenigen Musiker ist, die wirklich von hier kommen. Die meisten sind nur auf Durchreise. Das ändert sich seit der Jahrtausendwende und seit Rock-Superstar Jack White vor ein paar Jahren nach Nashville zog. Indem er eine Platte von Country-Altstar Loretta Lynn aufnahm, riss er die Grenzen zwischen Alternative und Mainstream ein. Mit eigenem Studio, Plattenladen und Konzertsaal kann er heute binnen kürzester Zeit Musik einspielen, produzieren und verkaufen.

Zu Kurt Wagners Jugendzeiten gab es keine Independent-Kultur. „Wenn man in Nashville aufwuchs, ging es immer nur um Technik, Virtuosität und gutes Aussehen.“ An der Stadt mit Tausenden professionellen Musikern ging die Punk- und New-Wave-Revolution spurlos vorüber. Bis heute gibt es nur wenige kleine Bühnen, auf denen örtliche Bands auftreten. „Wir sind keine Live-Stadt“, sagt Tyler Glazer vom Plattenladen „Grimey's“. „Gerade habe ich Bruce Springsteen für zwölf Dollar gesehen, weil die Leute keine Tickets gekauft haben. Wir sind so übersättigt.“ Alles andere aber sei großartig: Eine lebendige kreative Szene im Geist des Underground hat sich entwickelt.

Musiker aus allen Himmelsrichtungen zieht es derzeit nach Tennessee. Gerade diejenigen, die ihre Karriere professionell vorantreiben wollen, aber vor dem Moloch Los Angeles zurückschrecken. Und selbst das coolere New York sei für sie nicht unbedingt mehr das Ziel ihrer Wahl, sagt Tyler James, eine Hälfte des Duos Escondido. „In New York fragt man sich, in welchem coolen Laden oder welchem coolen Restaurant man abhängt. Hier existiert die Gemeinschaft bei Leuten zu Hause.“ Deshalb sei die Szene für Außenstehende nur schwer zu durchschauen. Man müsse Teil des Freundeskreises werden – oder darauf warten, bis der nächste Stern aus Nashville auf Konzertreise geht.



Wie der Broadway in New York: Auch am Broadway von Nashville reiht sich Club an Club.

G-SHOCK
ABSOLUTE TOUGHNESS

GRAVITYMASTER

Pilotenuhren



Professional precision

GRAVITYMASTER GPW-1000 GPS HYBRID WAVE CEPTOR

Der weltweit erste hybride Chronograph, der zur Zeitjustierung zusätzlich zu dem Funk- auch das GPS-Signal nutzt. Können keine der insgesamt sechs Funksignale weltweit empfangen werden, justiert er automatisch die exakte Zeit unter Berücksichtigung von Zeitzonen sowie Sommer- oder Winterzeit. Damit garantiert die GPW-1000 ein Maximum an Zuverlässigkeit und Präzision auf dem aktuell höchsten Stand der Technik. Und das an jedem Ort der Welt.



Exklusiv erhältlich bei ausgewählten und autorisierten Fachhändlern.

Erleben Sie die für eine Armbanduhr
einzigartige Präzision der GPW-1000
im Härtestest. Besuchen Sie uns im Internet.

gravitymaster.de

CASIO



AMERICA ★ SOUNDS ★

★★★

DETROIT

★★★

Wahrscheinlich gibt es keine Stadt, die so auf ihre Musik ausgestrahlt hat wie Detroit. Alle Musikstile, die hier erfunden wurden – Motown, Punk und Techno (was für ein Erbe!) –, gehen auf die Verbindung mit der Autoindustrie zurück. Protopunk-Rocker wie Iggy Pop mit seinen Stooges und Wayne Kramer mit den MC5 waren benzinfiziert und trafen die Erwartungen des hart arbeitenden Publikums, als sie den Rock immer härter und rotziger machten. Und Techno-Pionier Juan Atkins hat wiederholt vom Einfluss der Massenfertigung in den Fabriken auf seinen zuvor ungehörten Sound gesprochen.

Doch auch ihr Niedergang ist mit dem dominanten Wirtschaftszweig im Bundesstaat Michigan eng verknüpft. Keine Erfahrung ist heute mit einem Spaziergang durch Detroit gleichzusetzen: Halb verfallene Ruinen mitten im Stadtzentrum, leergefegte Ladenzeilen und abgerissene Gestalten geben kein einladendes erstes Bild ab. Sucht man nach der Adresse eines Geschäfts, kann es sein, dass es schon nicht mehr existiert. Aber unter dieser zerbrochenen Oberfläche ist Detroit weiterhin eine überaus kreative Stadt. The White Stripes und The Von Bondies waren die letzten Bands aus der lebendigen Musikszene, die international bekannt wurden. Auch im Techno wirkt die Tradition auf

jüngere Künstler ein. Alles begann allerdings an den Fließbändern von Henry Fords Autofabriken. Hieraus zog Motown-Gründer Berry Gordy seine Inspiration. Zum Klang der Maschinen musste auch das Selbstbewusstsein kommen, es auf geschäftlicher Ebene zu schaffen, damit Gordy „Hitsville USA“ gründen konnte. Der Weltmeisterkampf von Joe Louis gegen Max Schmeling im Jahr 1938 im Yankee Stadium in New York habe bei ihm – Urkel eines weißen Farmers und einer schwarzen Sklavin – den Wunsch geweckt, selbst ein erfolgreicher Boxer zu werden, erzählt Allen Rawls, Direktor des Motown-Museums in Detroit. „Es war eine Inspiration für alle Afroamerikaner, dass es hier jemanden gab, der so etwas Monumentales erreicht hat.“ Gordys Vater aber sagte: Nein, du kannst nicht Joe Louis sein. Es gibt schon einen Joe Louis. Aber du kannst der Beste sein in dem, worin du gut bist. Finde einen Sinn in deinem Leben.

Gordy war ein begnadeter Songschreiber. Als er in der Ford-Fabrik arbeitete, hörte er die Rhythmen und ließ sich davon zu Songs anregen. Und er sah die Effizienz der Produktion, die er nach der Gründung von Motown am West Grand Boulevard auf sein kleines Label übertrug. Anders als bei Stax in Memphis, wo das Originalstudio rekonstruiert werden musste, findet man an dieser Ad-

resse alles genauso vor, wie es Diana Ross & The Supremes, The Temptations, Marvin Gaye, Stevie Wonder und ein kleiner Junge namens Michael Jackson erlebt haben. An der Stelle, an der die Toningenieure standen, darf bei keiner Museumsführung der Hinweis fehlen, dass die Dellen im Holz von ihrem Mitwippen stammen. Der Besuch von „Hitsville USA“ ist ein Höhepunkt auf der Reise eines jeden Musikliebhabers.

Ob unter Schwarzen oder Weißen – Motown war der ganze Stolz der Menschen aus Detroit. Sie brachten ihre Hitsingles zu Familientreffen mit und teilten ihren Angehörigen mit: „Das ist aus Detroit!“ Und junge Musiker fühlten den starken Wunsch, selbst auf der Bühne zu stehen. Der Gitarrist Wayne Kramer etwa, der mit den MC5 vorwegnahm, was später Punk getauft wurde, schulte sich an den Musikern der Motown-Begleitband wie dem begnadeten Bassisten James Jamerson. Allerdings wählten die weißen Musiker einen sehr viel raueren Sound. „Es kam eine Art unausgesprochene Ästhetik auf, in der es darum ging, wer der Lauteste war“, sagt Kramer. „Wenn Bands aus anderen Städten kamen, bliesen wir sie normalerweise weg, weil wir härter und kraftvoller spielten.“ Der Einfluss der MC5, der Stooges und der vielleicht ersten Punkband Death ist bis heute ungebrochen.



Hier fing auch der kleine Michael Jackson an: An keinem anderen Ort der Welt wurden so viele erfolgreiche Hitsingles produziert wie bei Motown in Detroit.

★★★

SAN FRANCISCO

★★★

Es war wie so oft: Sobald die Masse ein Phänomen bemerkte, war dessen Höhepunkt auch schon überschritten. Als Scott McKenzie 1967 sang: „If you're going to San Francisco, be sure to wear some flowers in your hair“, war der Summer of Love gerade vorbei. Die Freikonzerte lokaler Stars wie der Grateful Dead oder Jefferson Airplane wurden in neu geschaffene Auftrittsorte wie das Fillmore West verlegt. Viele Protagonisten der lokalen Musikszene verzogen sich ins idyllische Marin County im Norden der Bay Area. Manche gaben sich ganz dem Drogenrausch hin. Zu allem Überfluss hatte McKenzies Schnulze auch musikalisch rein gar nichts mit dem unverwechselbaren Sound der Stadt zu tun: mit dem übersprudelnden Witz von Sly and the Family Stone, dem erdigen Folkrock von Moby Grape oder dem irrwitzigen Kollektivspiel von Quicksilver Messenger Service.

Begonnen hatte alles ein gutes Jahrzehnt vorher – ausgelöst durch Jack Kerouacs Roman „On the Road“. „Tausende junger Leute kamen, weil sie dasselbe verdammte Buch gelesen hatten“, sagt Nick Gravenites, Songschreiber für Janis Joplin und seine eigene Band Electric Flag. „1959 kamen sie alle.“ In den Kaffeehäusern der Stadt führten sie einen kunstsinnigen Lebensstil. Im Distrikt Haight Ashbury liefen Studenten in bunten Gewändern herum. Poeten und Folkmusiker erstürmten die Bühnen, zwischen 1965 und 1971 entstanden einige der aufregendsten Aufnahmen der Rockgeschichte: Janis Joplin wurde zur Ikone, Santana stieg zum Gitarrenheros auf, Country Joe and the Fish lieferten den Soundtrack der Antikriegsbewegung an der nahegelegenen Berkeley-Universität. Kollektivgeist und Improvisation, Experimente



Unkonventionell im Kollektiv: The Grateful Dead wurde in den Sechzigern zur prototypischen Hippie-Band.

unter dem Einfluss von LSD – San Francisco wurde zum Zentrum der Popwelt.

Doch der Überfluss an Talent entging auch findigen Managern nicht. Der gewiefteste war Bill Graham, ein New Yorker, der den Summer of Love kommerziell ausschaltete, indem er aus einstmaligen freien Auftritten gigantische Bezahlkonzerte machte. Bereits 1967 wurde das Monterey Pop Festival für manche zum Symbol des Ausverkaufs. So drohten The Grateful Dead bis kurz vor dem Festival damit, eine Alternativveranstaltung aus-

zurichten. Doch es war nicht nur der Kommerz, der die Szene zerstörte: „Kokain war der Killer“, sagt Terry Haggerty, über Jahrzehnte Gitarrist der Sons of Champlin, über die frühen Siebziger. „Eine schrecklich unkreative Droge. Sie erschafft viel, aber kaum etwas mit einer Bedeutung.“ Die Szene fiel in sich zusammen. Es dauerte Jahre, bis neue Ikonen wie der Discosänger Sylvester oder die Punkband Dead Kennedys der Stadt frischen Wind einhauchten. „Das war eine interessante Zeit“, erinnert sich Bill Gould, der damals die Band Faith No More gründete. „Man ging auf eine Party mit jemandem aus einer Punkband, und sie spielten Kurtis Blow oder James Brown. Das war überhaupt kein Widerspruch. Es war eine sehr freie Zeit.“

Diese Offenheit schuf Raum für experimentelle Bands wie seine eigene oder Primus, die Elemente von Metal und Funk verbanden. Eine Hauptstadt des Pop aber wurde San Francisco nicht mehr – auch wegen einer antikommerziellen Grundhaltung in der Stadt. „Jemand der Musik liebt, sucht nicht nach dem glatten Pop-Ding“, sagt Irwin Swirnoff aus dem Plattenladen „Aquarium Records“. „Er sucht nach etwas Tieferem, Interessanterem, mehr Ausgearbeitem. Deshalb bringt San Francisco auch keine großen Popstars hervor, aber Künstler mit einer großen Underground-Gefolgschaft.“ In den vergangenen Jahren aber hat die Stadt selbst einige dieser Untergrundhelden verloren. „Das Problem cooler Städte – und San Francisco ist wie New York oder Austin eine besonders coole Stadt – ist, dass sie unglaublich kühl zu lokalen Bands sind, die etwas auf die Beine stellen wollen“, sagt Robert Been, der mit seiner Band Black Rebel Motorcycle Club Ende der neunziger Jahre nach Los Angeles zog.



GRAF VON FABER-CASTELL



radiert

schreibt

spitzt

WWW.GRAF-VON-FABER-CASTELL.COM

ERHÄLTICH IN UNSEREN BOUTIQUEN IN DÜSSELDORF UND FRANKFURT SOWIE IM GUT SORTIERTEN FACHHANDEL.



Zum Direktverzehr: Streetfood-Markt in der Markthalle Neun in Kreuzberg

Carl Casper arbeitet als Chefkoch in einem feinen Restaurant in Brentwood, einem schönen Stadtteil von Los Angeles. Als er gewagtere Gerichte servieren will, auch um die gelangweilten Food-Blogger zu beeindrucken, überwirft er sich mit seinem Boss. Er kündigt. Wenige Monate später ist Casper sein eigener Herr. Sein Imperium: ein Foodtruck. Das Business mit kubanischen Sandwiches in Gourmet-Qualität floriert. Logische Konsequenz: Nach einem Jahr in der transportablen Küche eröffnet er ein festes Restaurant.

Gewiss, diese Geschichte klingt wie ein Märchen: das vom Streetfood-Revolutionär zum Restaurantbesitzer. Schließlich ist es auch ein Hollywood-Film („Chef“ von 2014). Aber er bringt den Trend der neuen Straßenküchen doch sehr schön auf den Punkt. Denn was Straßenimbisse angeht, hat, so viel ist sicher, eine Revolution stattgefunden. Die mobilen Bratwurstgrills am Berliner Alexanderplatz und die Pomeswagen auf den Baumarktplätzen sehen heute ziemlich alt aus.

Gleich drei Streetfood-Märkte hat der Trend in Berlin hervorgebracht. Also feste Orte, an denen ein paar Dutzend neue Köche oder auch etablierte Restaurants ihre Gerichte „to go“ anbieten. Die Märkte finden nicht auf normalen Marktplätzen statt, sondern an entlegenen Plätzen, die meist ein wenig abgeranzt sind und an ein längst vergangenes industrielles Zeitalter erinnern. Bei allem Drang zur Sanierung weist die Hauptstadt doch noch ein paar solcher alten Hallen auf.

Die Vorteile liegen auf der Hand: keine horrenden Mieten in Innenstadtlagen, nicht mehr täglich von frühmorgens bis

DIE CHEFS VON DER STRASSE

In Asien sind sie normal, in Amerika wurden sie hip, und jetzt sind Streetfood-Märkte auch bei uns im Trend. Die kulinarische Vielfalt auf den drei Märkten in Berlin reicht von Antipasti über Dumplings bis zu Slow-Food-BBQ.

Von Julia Stelzner, Fotos Matthias Lüdecke



Wie in Kolumbien: Essenszubereitung am Stand von Maria Maria in Markthalle Neun.

spätnachts in der Küche stehen, keine Personalkosten. Die jungen Arbeitnehmer von heute wollen schließlich autark bleiben. Und so überrascht es wenig, dass es gerade in Berlin, der Stadt mit der höchsten Rate an Selbständigen unter den kreativen Berufen in Deutschland, immer mehr Streetfood-Märkte gibt, wie sie die jungen Kosmopoliten aus den Vereinigten Staaten kennen, vor allem aus New York („Smorgasburg“, „Madison Square Eats“) oder Los Angeles („Street Food Cinema“, „Abbot Kinney's Friday Night Street Food Market“), wo Food-Trucks seit je im Straßenbild herumstehen.

Der „Streetfood Thursday“ in der Markthalle Neun in Kreuzberg an jedem Donnerstag von 17 bis 22 Uhr war im Frühjahr 2013 noch eine Pionierleistung. Die Location, eine imposante Markthalle aus dem späten 19. Jahrhundert, könnte passender nicht sein. Schon vor Jahrzehnten waren Markthallen der Ort, wo man Essen, häufig aus der Region, nicht nur kaufen, sondern auch gleich verzehren konnte. Heute geht es unter den Stahllaternen aber abwechslungsreicher als damals zu, als es oft nicht mehr als eine Kartoffelsuppe oder ein Leberkäsebrötchen gab.

Die dicht aneinander gestellten Essensstände an der Eisenbahnstraße in Kreuzberg bieten Kulinarisches aus aller Welt an. Es gibt Allgäuer Käsespätzle mit Röstzwiebeln („Heißer Hobel“), chinesische Dumplings („Bao Kitchen“), italienische Antipasti („Eugenio Finzi“), vegane Tofuburger („Sun Day Burgers“) und „gesmoktes“ Pulled-Pork-Schweinefleisch („Big Stuff“), das stundenlang bei niedriger Hitze gegrillt wurde. Die Nachfrage ist bei mehr als 10.000 Besuchern pro „Streetfood Thursday“ enorm. Bis man zur Hauptzeit,



Mit Pop-up-Gesprächen: „Neue Heimat“ auf dem RAW-Gelände in Friedrichshain

gegen 19 Uhr, ein Big-Stuff-BBQ-Sandwich in den Händen hält, vergeht schon mal eine halbe bis dreiviertel Stunde.

Dass ihr Grill einmal eine derartige Anziehungskraft haben sollte, war der ehemaligen Journalistin Anna Lai und ihrem Partner, dem ehemaligen Modedesigner Tobias Bürger, nicht bewusst. Aber die beiden selbst waren von ihrem ersten Pulled Pork in der „Fetten Sau“ in New York, wo die gebürtige Italienerin Journalismus studierte, vollends angetan. Und wollten das Slow-Food-BBQ fortan nach Berlin importieren. Sie kauften also einen Riesensmoker auf Kredit und ließen ihn von Tennessee nach Hamburg schiffen.

Nun haben sie Pläne, im Jahr drei ihrer mobilen Grillstätten zu expandieren. Anna Lai, die aus Sardinien kommt, brennt für ihr Business. Noch möchte sie nicht zu viel verraten. Der Verkauf zur Berlinale am Potsdamer Platz aus einem Bus heraus ist schon ihr Highlight.

Auf der anderen Seite der Markthalle geht es zu 100 Prozent pflanzlich zu. Auch für Lilith Rudhart bedeutet ihr veganer Burgerstand „Sun Day Burgers“ einen zweiten Bildungsweg. Zuvor war sie Schauspielerin. Als sie jedoch einen Foodtruck auf dem Flohmarkt im Mauerpark angeboten bekam, nutzte auch sie die Chance und sattelte um. Bei ihr kommen Vegetarier und Veganer auf ihre Kosten, mit gegrilltem Tofu, hausgemachter Mango- oder Chilli-Sauce und Gemüse im Vollkornbrötchen. Dazu gibt es einen Superfood-Smoothie.

Die Streetfood-Szene in der Hauptstadt lässt also wenig Wünsche offen, wenn man einmal von den mangelnden Sitzmöglichkeiten absieht. Schon gar nicht, seit zwei neue Märkte ins Rennen gegangen sind.

Im Sommer 2013 kam der „Bite Club“ dazu, erst zu Wasser, auf dem Partyboot „Hoppetosse“ auf der Spree, und später hinter dem Platoon-Kunst-Container in Mitte. Der britische Food-Journalist Tommy Tannock hat den „Bite Club“ ins Leben gerufen. Seine Besucher auf dem Parkplatz in Mitte sahen nicht selten aus wie bei einem Casting für die hippe Berliner Kreativszene. Es gibt Pizza und schockgefrorenes Eis.

Zu wenige Bewerbungen von Anbietern sind nicht das Problem von Tommy Tannock. Auch nicht die Bürokratie, schließlich handelt es sich bei den Flächen um privaten Grund. Das einzige, was die Stände und Trucks selbst mitbringen müssen, sind die beiden Lizenzen „Reisegewerbe“ (erlaubt ein mobiles Gewerbe mit Verkaufständen, die täglich auf- und abgebaut werden) und ein „Gesundheitspass“ (auch

„Rote Karte“ genannt, die hygienische Unbedenklichkeit bescheinigt). In den kalten Monaten mietet sich das Open-Air-Unternehmen in andere Locations ein.

Die Betreiber des neuen Streetfood-Markts „Neue Heimat“ haben hingegen ein überdachtes Zuhause gefunden. Und auch das größte. Seit Sommer 2014 hausieren sie jeden Sonntag auf dem alten Industriegelände RAW nahe der Warschauer Brücke in zwei alten Eisenbahnhallen.

Die Organisatoren haben schon die „Bar 25“ an der Spree und den „Chalet Club“ in Kreuzberg aufgezogen. Mitbegründer Sebastian Baier sieht „Neue Heimat“ als Bereicherung für die Szene: „Berlin kann sehr gut einen weiteren Markt vertragen. Wir sind auch kein reiner Streetfood-Markt. Wir haben auch DJs, eine Kunstgalerie und Specials wie einen Pop-up-Friseur. Ende November verwan-

deln wir uns in den Weihnachtsmarkt Holy Heimat.“

Platz für Konkurrenz scheint es wirklich zu geben. Für Besucher dagegen weniger. An einem der letzten schönen Herbstsonntage sitzen die Gäste dicht an dicht auf den Holzpaletten, die als Bänke dienen. Unter den Gästen ist auch Marc Bauer aus Hamburg. Der Programmierer kam mit seiner Freundin durch Zufall auf den Markt. Freunde aus Berlin haben ihn hergelotst. „Das hier ist viel erlebnisorientierter als der Food Market, den ich aus Hamburg kenne, und der auch nur einmal jährlich stattfindet“, meint er. Mit seiner Freundin probierte er sich in drei Stunden durch Schnitzel, Pulled Pork und koreanisches Bibimbap: „Das Konzept ist ein bisschen verrückt, was DJs und Location angeht.“

Denn die Streetfood-Märkte in Berlin bauen nicht wie klassische Obst- und Gemüsemärkte am frühen Abend ab. Sie haben meist bis 22 Uhr geöffnet und ersetzen damit Bars und Restaurants. Und sie haben den Neuheitsfaktor. Denn was nicht jeden Tag verfügbar ist und noch dazu einen ungewohnten Ort besetzt, das hat man auch schon bei Supper Clubs und Pop-Up-Stores gesehen, wirkt gleich unheimlich exklusiv. Wer dabei war, gehört zum kulinarischen Inner Circle.

Kein Wunder, dass das Konzept seine Kreise zieht. Sogar in Düsseldorf gab es Anfang November ein Street-Food-Festival in einer alten Schraubenfabrik im Stadtteil Bilk. Am 29. und 30. November findet das Genuss-Spektakel nochmal in Köln in einem alten Güterbahnhof in Ehrenfeld statt, dem „Jack in the Box“. Nur aus München ist noch nichts Vergleichbares bekannt. Aber da gibt es ja auch all die Biergärten. ◀



Alte Rezepte: Kürbis-Kartoffel-Stampf in der „Neuen Heimat“



Der Duft des Bürgerkriegs

Wenn Schiffe mehr als 150 Jahre lang auf dem Meeresboden liegen, darf man nicht mehr auf allzu viele Schätze hoffen. Vielleicht ein paar Münzen, verrostete Sextanten, verrottete Lederwaren. Viel mehr dürfte sich Philippe Rouja an jenem Juni-Morgen des Jahres 2011 nicht erträumt haben, als er sich in seinem Boot und mit Taucherausrüstung auf den Weg zum Wrack der „Mary Celestia“ machte. In der Nacht war ein Sturm über die Gewässer vor Bermuda gezogen. Rouja, ein Ethnologe, der als Wissenschaftler für den Naturschutz der Insel arbeitet, schaute immer dann nach seinen Wracks, wenn der Sturm vorbei war. Die Unwetter wälzten die Wellen, und die Wellen wühlten die Sandmassen durch. Manchmal legten solche Stürme dann etwas frei, was er zuvor noch nicht gesehen hatte. Und weil vor der Inselgruppe im Atlantik mehr als 200 untergegangene Schiffe liegen, findet Rouja, der „Wächter der Schiffswracks“, vor Bermuda immer wieder Kleinigkeiten.

Als er zur „Mary Celestia“ hinabtauchte, einem Schiff aus den Zeiten des amerikanischen Bürgerkriegs, bemerkte er schon an der Farbe des Sandes rund um den Bug, dass sich etwas verändert hatte. „Der Sand war sehr dunkel. Er war lange nicht bewegt worden“, erinnert sich Rouja. Auch hätte er nicht sagen können, wann der Bug das letzte Mal frei zugänglich gewesen wäre. Als er diesen Teil des Schiffs näher untersuchte, entdeckte er im dunklen Sand eine Flasche. Sie war glatt. Sie enthielt eine dunkle Flüssigkeit. Und der Korken war intakt.

Philippe Rouja fuhr zurück an Land und telefonierte mit James Delgado, einem der führenden Meeresarchäologen der Vereinigten Staaten. „Die Amerikaner sind an allem interessiert, was mit dem Bürgerkrieg zu tun hat“, sagt Rouja. Er war sich sicher, dass sie nicht viel Zeit für ihr gemeinsames Projekt hätten. Der nächste Sturm könnte alles wieder zunichte machen. Doch Delgado war interessiert, kam mit seiner Crew und brachte auch gleich ein Filmteam mit, um die Bergung zu dokumentieren.

Der Flakon lag 150 Jahre lang
in einem Wrack am Meeresboden.
Dann hob man den Schatz.
Jetzt steigt ein neuer Duft auf.

Von Maria Wiesner

Gemeinsam fuhren die Wissenschaftler zum Wrack, das rund 800 Meter vor der Küste liegt. Sie fanden, was sie suchten. Einige verkorkte Flaschen Wein tauchten im dunklen Sand des Bugs auf. Außerdem die Überbleibsel einer Weinkiste. Und dann waren da noch, tief im Bug versteckt, Frauenschuhe, Schuhflickzeug, Damenbürsten und eine Parfümflasche. „Das war keine normale Schmuggelware“, sagt Rouja. „Das sah alles so aus, als wäre es sorgfältig für jemanden zusammengestellt worden.“ Und er ahnte auch für wen.

Als die „Mary Celestia“ noch nicht als Wrack vor Bermuda lag, fuhr der 207 Tonnen schwere Seitenraddampfer für die Firma „Crenshaw“ von England nach Amerika. Er



Frisch mit Wachs versiegelt: Das Parfum aus den Tiefen stammt von der Marke „Piesse and Lubin London“.

war in Liverpool zu Wasser gelassen worden und versorgte als Blockade-Brecher die Konföderierten im amerikanischen Bürgerkrieg. Auf solchen Schiffen wurde zunächst allerlei Schmuggelgut aus England für die Südstaaten transportiert. Als sich der Krieg und die Versorgungslage zuspitzten, sollten diese Schiffe nur noch Waffen, Lebensmittel und Militärgüter transportieren. Luxusgüter waren nicht mehr erlaubt. Die „Mary Celestia“ hatte schon einige Angriffe durch die Schiffe der Nordstaaten überlebt. Doch am 6. September 1864 verließ sie ihr Glück. Nur 800 Meter von der Küste Bermudas entfernt nahm die Mannschaft den falschen Kurs. In seinem Buch „The Blockade-Runners“ beschreibt Dave Horner, selbst ein passionierter Taucher, das Ereignis so: „Als er die Gefahr sah, ordnete der erste Maat an, das Ruder fest auf die andere Seite zu schlagen. Doch es war zu spät. Sein Befehl konnte gerade noch befolgt werden, als die Mary Celeste auf das Riff lief. Sie sank innerhalb von sechs bis acht Minuten.“

Die meisten Mannschaftsmitglieder überlebten. Unter ihnen auch Charles Francis Middleton, ein 33 Jahre alter Ingenieur aus Georgetown (South Carolina). In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts hatte er Augusta Loftus Jordan zur Frau genommen, die er zärtlich „Gus“ oder „Gusta“ nannte, wie es Margaret Middleton Rivers Eastman, eine seiner Nachfahren, in ihrem Buch „Remembering Old Charleston“ beschreibt. Gusta hatte Hugenottenblut und anscheinend einen exquisiten Geschmack. Charles Middleton suchte für seine Frau auf seinen Fahrten nach Europa Geschenke. Nachdem die „Mary Celestia“ gesunken war, saßen die überlebenden Crewmitglieder auf Bermuda in Quarantäne fest, denn auf der Insel wütete das Gelbfieber. Middleton vertrieb sich die Langeweile mit Schreiben. Es waren zärtliche Briefe. Er schrieb Gusta, wie leid es ihm tue, dass mit dem Schiff auch all die schönen Sachen gesunken seien, die er für sie gekauft habe. Er wollte zurück nach Georgetown, die Fahrten mit den Blockade-Brechern waren ihm zu gefährlich geworden. Seine nächste Fahrt jedoch brachte ihn erst einmal zurück

nach England. Sein letzter Brief nach Hause datiert auf den 16. Dezember 1864. Danach bestieg er ein Schiff, das in Liverpool vom Stapel gelassen wurde in Richtung seiner Heimat. Es sank vor Wales. Nur zwölf Männer überlebten. Charles Francis Middleton war nicht unter ihnen.

„Vielleicht bin ich einfach ein Romantiker“, sagt Philippe Rouja, der Hüter der Schiffswracks. „Aber von all den Spekulationen darüber, wer die Luxusgüter so tief im Bug des Schiffs versteckt haben könnte, scheint mir Charles Middleton am wahrscheinlichsten. Vielleicht hat sie auch einfach irgendein Kerl dorthin getan, um in Amerika einen Haufen Geld damit zu machen. Aber irgendwie passt das nicht mit dieser exakten Auswahl von Gegenständen zusammen. Es macht eben eher den Eindruck, als wäre die Auswahl für eine ganz bestimmte Person getroffen worden.“

Um das herauszufinden, machten sich die Wissenschaftler nach ihrem Tauchgang zunächst ans Sortieren. Die größte Hoffnung setzten sie auf den Wein. Er sollte analysiert werden, denn man versprach sich neue Erkenntnisse über das Leben in Zeiten des Bürgerkriegs. Beim Parfüm war sich das Team unschlüssig. Die Flasche trug die Gravur „Piesse and Lubin London“. Sie enthielt Flüssigkeit und eine Luftblase. Um den Inhalt nicht voreilig zu zerstören, beschlossen die Wissenschaftler, die Flasche nicht zu öffnen, sondern sie zunächst provisorisch mit Wachs zu versiegeln, in frisches Wasser zu legen und so in einen Kühlschrank zu stellen. Das würde die Temperatur stabil bei ungefähr der Temperatur halten, der die Flasche unter Wasser ausgesetzt war. Die amerikanischen Wissenschaftler plädierten dafür, die Flasche zur Analyse nach England zu schicken, immerhin schien sie aus London zu stammen. Doch Rouja wollte zunächst bei der örtlichen Parfümerie auf Bermuda nachfragen, ob sie mit dem Fund etwas anfangen könnten.

Als Isabelle Ramsay-Brackstone seinen Anruf bekam, war sie ganz aus dem Häuschen. „Ich wusste ja nichts über Schiffswracks, und Philippe Rouja wusste nichts über Parfüm. Aber wir wussten beide, dass wir etwas sehr wertvolles vor uns hatten“, sagt die Inhaberin der „Bermuda Perfumery“, die seit 1928 Düfte herstellt. Ramsay-Brackstone flog mit dem Fläschchen nach New York. Sie hatte schon oft mit den dortigen Duft-Kreaturen und Entwicklern von „Dorm Fragrances“ zusammengearbeitet. Im Labor wurde die Flasche zum ersten Mal geöffnet. „Es roch zuerst wie schmutzige Papageien-Füße“, sagt sie. Ein beißender, starker Geruch entwich dem Fläschchen. „Als würden wir einen Geist riechen.“ Trotz der guten Lagertemperaturen im Schiff seien einige Bestandteile zerfallen. „Aber wir konnten darunter das Original erkennen. Viele Zitrusnoten, Rosenholz, tierische Noten, Ambra und Moschus.“ Die Resultate der chemischen Analyse gab sie weiter an die



Im Jahr 2011 barg man den Duft (links). Die „Bermuda Perfumery“ (oben) schuf daraus ein neues Parfüm: „Mary Celestia“ steckt in einer Holzkiste, wie sein Vorläufer aus dem Wrack.



Osmothèque in Versailles, ein Duftarchiv, das mehr als 3000 Duft-Proben aus aller Welt aufbewahrt. Dort war das Dufthaus „Piesse and Lubin“ nicht unbekannt. Im Londoner Postverzeichnis von 1899 sind die beiden Herren als Parfüm-Hersteller aufgelistet, 1855 bezogen sie ein Geschäft an der New Bond Street. George William Septimus Piesse hatte 1857 ein Buch mit dem Titel „The Art of Perfumery“ geschrieben. Darin erklärte er nicht nur, wie man natürliche Öle aus Pflanzen und Blumen gewinnen könne; es enthält auch einige Absätze darüber, wie synthetische Düfte herzustellen sind. Das war Wissen, das über die kommenden Jahrzehnte weiterentwickelt wurde und das Ernest Beaux 1921 zu seiner Kreation von Chanel No. 5 befähigte, dem ersten Parfüm, das nur auf künstliche Aldehyde setzte. Bis dahin war es üblich, dass ein Parfüm den Duft einer einzigen bestimmten Blume nachbildete.

„Wir hatten gehofft, in der Flasche vielleicht einen Einblick in diese Übergangszeit zwischen natürlichen und synthetischen Zutaten zu bekommen“, sagt Isabelle Ramsay-Brackstone. Obwohl G.W. Septimus Piesse als Chemiker an den synthetischen Formeln arbeitete, enthielt das Parfüm vom Schiffswrack der „Mary Celestia“ nur natürliche Inhaltsstoffe. Nach den Forschungen der Versailler Osmothèque könnte es sich bei dem Duft um die Kreation „Opopanax“ handeln, sagt Ramsay-Brackstone. Auf Fotos von alten Etiketten dieses Duftes wird er als „konzentrierte Essenz der einheimischen Pflanze Siziliens“ beschrieben, ein Doldengewächs mit stark würzigem Geruch. „Da es zu der Zeit der populärste Duft des Hauses war, nehmen wir an, dass sich auch dieser in dem Fläschchen für Amerika befand“, sagt Isabelle Ramsay-Brackstone. „Dass der Duft nur aus natürlichen Inhaltsstoffen bestand, machte es für uns einfacher, ihn zu rekonstruieren.“ Die Zutaten, die heute verboten sind, ließ man beiseite. Das Walsekret Ambra und Moschus, das damals noch aus einem Anldrüsensekret der äthiopischen Zibetkatze gewonnen wurde, wird heute durch synthetische Pendants ersetzt; zu teuer wäre ihre Beschaffung, zu groß die Allergiefahr. „Meine Zitrusnoten sind viel besser als die Inhaltsstoffe, die sie damals hatten“, sagt Isabelle Ramsay-Brackstone. „Die Herstellungsmethoden sind eben besser. Die Neuauflage des Parfüms riecht also nach Grapefruit und Neroli, etwas Rosenholz und leichten Anklängen von Ambra und Moschus. Sehr klar, sehr elegant.“

Sie hat in Erinnerung an das Jahr des Schiffbruchs 1864 Flaschen herstellen lassen. 225 Dollar kostet eine Flasche, die Erlöse gehen zu großen Teilen in eine Stiftung, die sich für den Erhalt der Schiffswracks vor Bermuda einsetzt. Versendet wird in die ganze Welt. Allerdings mit mehreren Wochen Lieferzeit. „Wir haben 150 Jahre auf diesen Duft gewartet“, sagt Ramsay-Brackstone. „Was machen da schon ein paar Wochen aus?“

THE ART OF WITTMANN SINCE 1896





Immer vor dem Laden geparkt: Bijan Pakzad liebte es, auf dem Rodeo Drive mit Gelb zu protzen. Noch 1947 (unten) herrschte hier Schwarz-Weiß vor.

BEVERLY HILLS

Wo Hollywood für Weihnachten einkauft: Unterwegs am Rodeo Drive in Beverly Hills, der teuersten amerikanischen Einkaufsstraße. *Von Helge Sobik*





Vor einem Jahrhundert liefen hier nur Esel herum. Heute kommen öfters auch Ziegen vorbei.

Es war nicht immer klar, ob sie einen sehr knappen Rock trug, wenn sie in ihren hohen Schuhen aus der feinen Boutique gestakst kam, oder ob es sich um einen ungewöhnlich breiten Gürtel handelte. Die braungebrannte junge Frau jedenfalls, nach der man die Uhr stellen konnte, trat mehrmals täglich alle Stunde aus der in gelb gehaltenen Zwei-Etagen-Boutique, um ihrem Chef Zeit zu kaufen. Es hat nichts genützt. Society-Couturier Bijan Pakzad starb vor gut drei Jahren plötzlich an einem Schlaganfall. In den Nachrufen stritt man sich, ob er 67 oder 71 Jahre alt geworden war.

Wenn die Höchstparkdauer von einer Stunde auf dem Asphaltstreifen vor Mr. Pakzads Edel-Showroom am Rodeo Drive abgelaufen war, kam die Frau mit der seltsamen Mischung aus Rock und Gürtel und den ewig langen Beinen, um Münzen in die Parkuhr vor der Tür zu werfen. Sie tat es täglich, damit der gelbe Rolls-Royce ihres Chefs stets direkt vorm Laden parken konnte. Der Wagen war ein ähnlicher Blickfang wie das Kleid der jungen Frau. Und er war ein Imagefaktor hier am Rodeo Drive in Beverly Hills, ein bewegliches Ausrufezeichen aus Chrom und Lack an der teuersten Einkaufsstraße der Vereinigten Staaten.

Viele Fans seiner extravaganten und zugleich klassisch eleganten Mode sowie Kunden aus dem Kreis der obersten Zweieinhalbtausend rund um den Globus betraueren ihn. Inzwischen haben Familienmitglieder und langjährige Part-

ner die Geschäfte in die Hand genommen und versuchen, den Betrieb möglichst schillernd auch ohne den machtbewussten Charismatiker von einst fortzuführen. Und denselben Stil im Design der Kollektion weiter zu pflegen.

Das perfekt inszenierte Gegenteil von Understatement, für das Bijan Pakzad stand, tat dem Rodeo Drive als Einkaufsstraße der Reichen und/oder Schönen gut, erst recht in Zeiten, in denen die meisten Hollywood-Stars nur noch möglichst unerkannt in gesichtslosen SUV mit getönten Scheiben vorfahren, um wahlweise für Weihnachten, für die nächste Red-Carpet-Gelegenheit oder gar für die Oscar-Nacht einzukaufen. Das hat den Ruhm der Ladenzeilen hier erst begründet.

Die Anrainer am Rodeo Drive erinnern sich mit Dankbarkeit und Ehrfurcht an Bijan Pakzad, dessen Modemarke schlicht „Bijan“ heißt, unter den Labels mit globaler Verbreitung nicht zu den bekanntesten gehört und es mit all den Inszenierungskünsten und den vielen Marketingideen doch zum schönsten Accessoire der Superreichen und der Prominenten brachte. Denn dieser Mann hat aus der ganz normalen Einkaufsstraße erst eine Super-Shopping-Meile gemacht. Bijan brachte sie alle in die Schlagzeilen und ließ all jene vermögend werden, die hier eines der meist ein- oder zweigeschossigen und ursprünglich nur hölzernen Häuschen besaßen. Oder die darin auf angemieteten Flächen ihren Laden führten.

Wegen seiner Extravaganz können sie bis heute für alles höhere Preise nehmen, was immer sie verkaufen. Die Vermieter der Häuser an der Straße können inzwischen, umgerechnet auf den Quadratmeter, die höchsten Gewerbesteuern der Vereinigten Staaten verlangen und bekommen. „Damit sich der Betrieb hier rechnet“, so rechnet Tom Blumenthal vom Anrainer-Verband, „muss jeder etwa 20 Millionen Dollar Umsatz mit dem Laden machen. Nicht alle schaffen das. Manche sind trotzdem hier. Allein wegen des Image-Faktors. Nur, um anderswo in der Welt die Adresse Rodeo Drive, Beverly Hills, auf ihre Einkaufstaschen drucken zu können.“ Von Cartier über Bulgari bis Rolex, von Salvatore Ferragamo über Hermès bis Dior: Alle sind da. Alle anderen stehen Schlange und warten auf eine freie Immobilie. Bijan liebten sie fast so sehr wie Julia Roberts, die viel später kam und die Straße durch einen Film noch bekannter machte.

Bijan Pakzad war es, der ganz oben anfang, als er selbst dort noch nicht hingehörte und andere noch nicht auf solche Ideen kamen. Er war der erste hier, der „by appointment only“ verkaufte. Wer in seinen Laden wollte, den er 1976 eröffnet hatte, der brauchte einen Termin. Das wirkte arrogant bis snobistisch.

Und wurde noch übertroffen davon, dass bald zusätzlich die Empfehlung eines anderen Kunden erforderlich war, um überhaupt Einlass gewährt zu bekommen. In

BEVERLY WILL'S

Europa würden sich betuchte Kunden bei solchen Sitten brüskiert fühlen. Amerikaner aber lieben das. Polit-Größen, Multi-Millionäre und Hollywood-Stars: Sie alle wollten dazugehören und bummelten diese Straße entlang, ließen hier mal eben 500 Dollar und dort 2000. Und um manche bemühte sich offenbar wiederum Bijan Pakzad, diskret und hinter den Kulissen, weil er ihre Werbewirkung kannte. Er zählte sie schnell zu seinem Kundenkreis und posierte mit ihnen für ein Erinnerungsfoto, das kurz darauf, umgeben von Blumensträußen, gut sichtbar zwischen all den Schnappschüssen in seinem Laden aufgestellt wurde, in Silber gerahmt.

Wer zu Bijan kam, hatte das Geschäft und das Personal auf Wunsch für sich alleine. Nur ein Kunde, allenfalls ein Paar zur selben Zeit, und vielleicht ein Bodyguard, wenn gewünscht. Das war elitär, gefiel den Schönen und Reichen aus dem Film, den Politikern, die dahinter nicht zurückstehen wollten, sogar den Herrschern arabischer Fürstentümer und den Staatschefs ferner Länder.

Ob Präsident oder König: Bald dekorierte er seinen Laden mit kaum noch etwas anderem als den gerahmten Farbfotos dieser Begegnungen, manche zusätzlich mit Autogramm oder Widmungen versehen. Und mit vielen großen Sträußen frischer Schnittblumen. Sie gaben der Boutique die Wärme, flankieren bis heute in eleganten Vasen die Fotos von Tom Cruise und Bill Clinton, von Stephen King und dem saudischen König Abdullah. Von Japans Kaiser Akihito ebenso wie von Dubais Herrscher Scheich Mohammed. Und von Bill Gates und Barack Obama. An der Wand hängt außerdem ein großformatiges Gemälde von Fernando Botero. Es heißt „The Rich“ und dürfte einen siebenstelligen Preis gekostet haben.

Den Anwohnern des Rodeo Drive, der auf nur ein paar hundert Metern Shopping-Zone ist und kurz danach zur stillen Wohnstraße mit exklusiven Villen älterer Generation mutiert, brachte all das einen ungeahnten Boom. Aus der verschlafenen Vorstadtstraße, die vor nicht einmal einem Jahrhundert als Feldweg über einen Bohnen-Acker führte, wurde eine weltbekannte Adresse.

Dabei hatte der Standort von vornherein Potenzial. Denn wo die Straße anfängt, befindet sich schon seit 1928 an dem weitaus breiteren und eindrucksvolleren Wilshire Boulevard das „Beverly Wilshire Hotel“. Die schönsten und teuersten Zimmer blicken Richtung Straße, die Eck-Suiten aus erhöhter Warte genau den Rodeo Drive mit seinen vielen Häusern entlang.

Und je höher diese Warte ist, desto weniger eindrucksvoll wirkt plötzlich diese Straße, die wegen der einstigen fruchtbaren Sümpfe „El Rodeo de las Aguas“ und dann Rodeo Drive genannt wurde. Leider schrumpft er zur Häuserzeile aus einem Westernfilm und erinnert an eine Reihe perfekt herausgeputzter Jahrmarktstuden. Denn die straßenseitigen Fassaden gaukeln Pracht und Größe vor, die in Wirklichkeit die Bauwerke fast niemals haben, auch nicht das Dolce&Gabbana-Geschäft, dessen Vermieter die Familie von Tom Blumenthal ist.

Der Rodeo Drive ist in die Jahre gekommen. Um so stärker bemüht er sich wie jeder gute Kalifornier, jung zu bleiben. Mit jedem neuen Trend ändern sich die Fassaden und das Innendesign der gut 100 Geschäfte: Hauptsache hip, immer auf Augenhöhe mit dem Zeitgeist. Bald ein halbes Jahrhundert lang hat das jetzt schon geklappt.

Dabei gilt: Je kleiner die Fenster, je größer der Durchmesser der Säulen neben der Eingangstür. Je sichtbarer das Wachpersonal, desto teurer die Ware, und sei es, dass der Laden unsagbar hässliche pseudopharaonische Sonnenbarken aus Porzellan für 150.000 Dollar anbietet. Kaum vorstellbar, dass jemand so etwas klauen will. Aber Käufer gibt es durchaus.

Tom Blumenthal lässt den Kitsch unkommentiert. Ihn beeindruckt vielmehr, dass ein Angestellter den marmornen Handlauf des Treppengeländers in dem Laden für feines Porzellan diskret wischt, sobald jemand das Geländer berührt hat. Insgeheim scheint sich Blumenthal zu freuen, dass sein eigener Uhren-Laden schräg gegenüber nur eingeschossig ist. Das spart immerhin das Gehalt für den Handlaufwischer, und man kann es für Sinnvolleres ausgeben, zum Beispiel für die Schneekanone auf dem



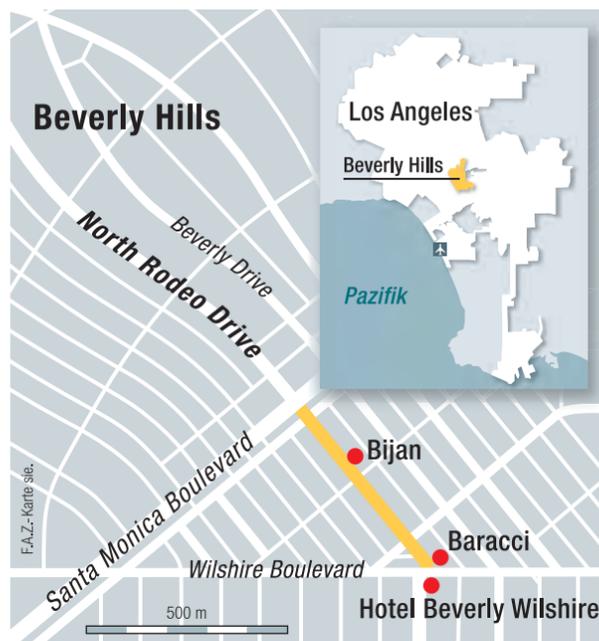
Der Rodeo Drive wirkt wie ein Puppentheater: Auf Kulissen versteht man sich in Beverly Hills gut.

Dach des Gebäudes mit der Hausnummer zwei, um in der Vorweihnachtszeit Straße und geschmückten Tannenbaum bei 20 Grad Tagestemperatur zünftig zu beschneien.

Den vielen Schaulustigen hier geht es um solche Effekte, die Inszenierung, das Show-Erlebnis. Die meisten von ihnen kommen ohnehin nicht wegen der Läden. Sie sind hier, um einmal da gewesen zu sein. Sie sind auf Pirsch nach Stars, die aus Pseudo-Geländewagen mit dunklen Scheiben springen, die in zweiter Reihe parken, und mit Leibwächtern in die Shops eilen. Ihre Frequenz erhöht sich im Februar schlagartig, weil sie noch schnell ihre Roben für die Oscar-Verleihung erstehen müssen.

Viele schauen dann bei Gil und Aria Baracci vorbei, wo jedes Designer-Kleid ein Unikat, manches mit zahllosen Kristallen besetzt ist und gerne mehr als 30.000 Dollar kosten darf. Bei den Baraccis haben Eddie Murphy und Nicolas Cage sogar die Hochzeitskleider ihrer Gattinnen erstanden, Beyoncé und Paula Abdul Abendroben entwerfen lassen. „Das Gute an Prominenten ist“, so sagt Aria Baracci angenehm ironisch, „dass sie oft mehrmals heiraten. Sie brauchen wieder eine Hochzeitsgarderobe und werden so zu Stammkunden.“ Baracci, der seit 1990 dabei ist, lacht zufrieden. Was ihm die Location Two Rodeo an der Ecke Wilshire Boulevard bedeutet? „Nicht alles, aber vieles.“

Zu großer Bekanntheit aber hat Julia Roberts diese Straße gebracht. Im Kino-Welterfolg „Pretty Woman“ wohnt sie in einer Suite des Beverly Wilshire Hotels, soll sich, ausgestattet mit der goldenen Kreditkarte von Richard Gere, im Rahmen ihrer Wandlung von der Bordsteinschwalbe zur Prinzessin vor der Haustür an edelsten Adressen neu einkleiden und startet zum Shopping-Bummel am Rodeo Drive, um schon aus dem ersten Laden herausgeekelt zu werden, weil sie zu wenig nach Geld und gar nicht nach Zielgruppe aussah.



Erst im zweiten Anlauf klappte es mit den Einkäufen, dieses Mal ein paar Häuser weiter, wieder am Rodeo Drive und sehr zuvorkommend. Was sie da an Outfit erstand, war extrem elegant und passte ganz nebenbei auch besser zur Hotel-Suite als der Primitiv-Look von kurz zuvor.

Das Hotel gelangte durch den Film zu ähnlicher Popularität wie die Straße, obwohl es sich wiederum preislich an der Adresse orientiert. Es gab seit der Film Premiere im Jahr 1990 sogar mehrfach Gäste, die mit Hilfe des Concierges und unter Einbeziehung eigens gebuchter Schauspieler ganze Szenen des Films als Geburtstagsüberraschung oder Set für den eigenen Heiratsantrag nachstellen ließen. Was sie dabei wahrscheinlich vergaßen: Julia Roberts spielte in dem Film eine Prostituierte, die mit ihrem Freier gegen Bezahlung ins Hotel ging; erst dann wurde daraus die Liebesgeschichte mit Happy End.

Einst war das hier nur die Schlafstadt der Hollywood-Stars. Erst nach und nach ist aus Beverly Hills mit all den Villen auch ein urbanes Gefüge, eine Einkaufsstadt, ein Zuhause mit allem drum und dran geworden. Der Schauspieler Douglas Fairbanks hatte Anteil daran. „Das hier muss mehr sein als ein großes, hübsches Schlafzimmer“, hatte er angeregt, als am Rodeo Drive noch Bohnen angebaut wurden. Und noch immer ist Beverly Hills, mit eigenen Stadtrechten ausgestattet und doch winzig neben dem Moloch Los Angeles, ein bisschen vornehmer geblieben als die Nachbarschaft. Mit liebenswerten Schrullen: „Den Weihnachtsmann nennen sie hier am Rodeo Drive nicht einfach Santa Claus wie anderswo in den Vereinigten Staaten“, erzählt Marc Wannamaker, der aus Begeisterung so etwas wie der ehrenamtliche Stadthistoriker von Beverly Hills ist und darüber auch schon Bücher veröffentlicht hat. „Nein, hier sprechen sie respektvoll von Mr. und Mrs. Claus. Das passt besser.“ Da muss er selbst den Kopf schütteln und grinsen.

Wie kann es weitergehen? Hat Tom Blumenthal womöglich Angst vor dem möglichen Niedergang seiner Straße? Jetzt, da Bijan Pakzad nicht mehr lebt? Kommen hier eines Tages auch Starbucks oder McDonald's? „Nein, gar nicht“, sagt er, „in der Krise zieht schon mal einer um. Aus einem teuren Geschäft in eines mit etwas niedrigerer Miete, aber entlang derselben Straße. Und in den frei gewordenen Räumlichkeiten macht eine andere Marke neu auf. Aber mit Hackbrötchen oder mit einem Becher Kaffee kann man die Mieten hier nicht verdienen. Das ist das Regulativ. Die Leute von McDonald's wissen, dass sie gewaltig draufzahlen müssten. Sie bleiben weg, und das ist gut für unsere Straße.“ Ob er ein Lieblingsgeschäft hat? Er überlegt nur kurz: „Klar, meines. Ich habe noch nie eine Uhr woanders gekauft.“

Und was ist aus der schönen Frau mit dem Rock-oder-Gürtel-Mix geworden? Sie ist noch immer da. Aber nun meistens unsichtbar für alle, die nicht zu den obersten zweieinhalbtausend dieser Welt gehören und hineindürfen, denn der Parkplatz ist nicht mehr so wichtig. Zeit zu kaufen ist plötzlich zweitrangig geworden. Nicht einmal das haben die neuen Macher noch nötig.



Freixenet

Barcelona since 1861



SANTANDER 2014
ISAF SAILING
WORLD
CHAMPIONSHIPS

Nur auf Madeira: Rechts die Wand, links der Abgrund, und dazwischen zum Wandern die schmale Einfassung der Levada, der Leitung, die Wasser von Nord nach Süd bringt. Es fließt so seit viereinhalb Jahrhunderten und bewässert noch heute die Felder, etwa die Bananenplantagen.



Nach Vulkanausbruch aus dem Atlantik emporgetaucht: Die Insel ist 57 Kilometer lang und 22 Kilometer breit. Wer zerklüftete Küsten mag, ist hier richtig. Wer am Strand liegen will, nicht: Es gibt keinen. Daran kann selbst Alberto João Jardim nichts ändern, seit 1978 Präsident der Autonomen Region.



Grüße aus



Da lacht der Tourist und kauft das Shirt: Der Fado der Portugiesen, die Madeira seit sechs Jahrhunderten besiedeln, ist so weltenschmerzlich, dass Sängerin und Gitarrist von Tränen umspült sind wie die stets wohltemperierte Insel im Atlantik vom Golfstrom.

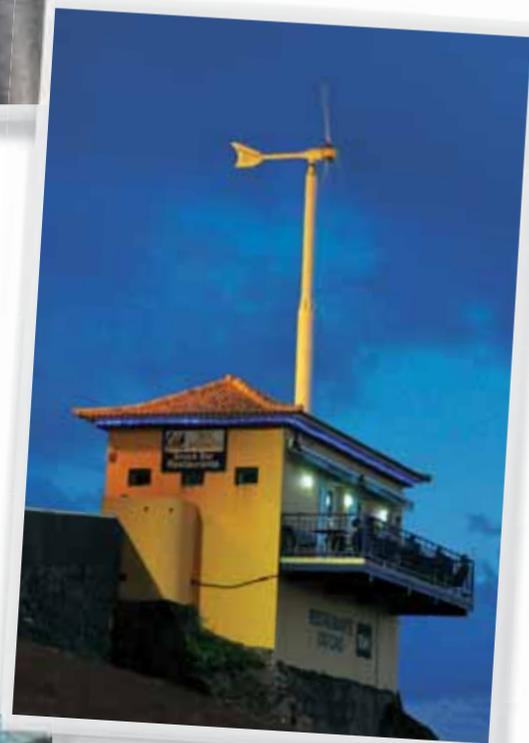
Auf der Blumeninsel vor Marokko, die zu Portugal gehört, kann man dank mildem Wetter auch noch im Herbst aufblühen.

Von Axel Wermelskirchen



Wie gut, dass es so viele Heilige gibt: Bei der Fiesta ziert der Madeirensen die Dorfstraße über viele Kilometer mit Blütenteppichen. Weil die Sonne so viel scheint, zeigen die leuchtenden Kunstwerke, warum Madeira auch die „Blumeninsel“ genannt wird.

Späte Zuflucht für Wanderer, hoch über den Wellen: Die Bar in Ponta do Sol bringt fast alles auf den Tisch, was das unter ihr rauschende Meer zu bieten hat, auch den berühmten Degenfisch. Er wird mit Angeln gefischt, deren Leinen 1500 Meter lang sind.



Von Monte hoch über der Inselhauptstadt Funchal, wo der letzte Kaiser Österreichs begraben liegt, führt die Touristenfahrt im traditionellen Korbsschlitten hinab. Das Bergensemble mit einem der schönsten Gärten Madeiras hat José Bernardo vor dem Verfall bewahrt, als er aus Südafrika heimkam und mit Goldstaub steinreich geworden war.



WWW.MARC-O-POLO.COM

Marc O'Polo



FOLLOW YOUR NATURE
JEFF BRIDGES

ICH BIN DER JUDY

Der Galerist aus Leidenschaft hat die Leipziger Kunst groß gemacht. Wie sieht das Bild heute aus, 25 Jahre nach dem Fall der Mauer?

Von Rose-Maria Gropp

Alle, die ihn kennen, nennen ihn Judy. Und in der internationalen Kunstgemeinde gibt es niemand, der ihn nicht kennt. Gerd Harry Lybke, geboren 1961 in Leipzig, hatte dort schon eine Galerie, als die Mauer noch nicht einmal wankte. Den Ur-Namen dieser Keimzelle, Eigen + Art, hat sie bis heute behalten, über mehr als drei Jahrzehnte. Heute gibt es zwei Galerien, eine immer noch in Leipzig und eine mit zwei Standorten in Berlin. Seine Künstler vertritt Lybke längst auf der ganzen Welt, unter ihnen sind einige Sterne der Gegenwartskunstszene.

Wer überhaupt sein erster Künstler war, 1983? Damals begann er, der gelernte Maschinen- und Anlagenbaumeister (mit Abitur, darauf legt er schon ein bisschen Wert), der nicht studieren durfte, in seiner Wohnung mit dem Ausstellen. Er war zwecks Broterwerb an der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst als Aktmodell tätig. Das war nicht ein Künstler, sagt Judy Lybke, sondern eine Gruppe, sie nannten sich „Die neuen Unkonkreten“. Das war allerdings weniger ein gezielter Schlag gegen die „Konkrete Kunst“ der dreißiger Jahre als vielmehr eine ehrliche Selbstbezeichnung. Die Mitglieder waren sämtlich an der Hochschule nicht angenommen worden – und wussten auch nicht, was sie eigentlich als Kunst machen sollten oder wollten. Ob man noch Namen aus diesen Anfängen kennt? Aber ja, Jörg Herold war dabei und die Brüder Carsten und Olaf Nicolai, heute bekannte Künstler und noch immer bei Eigen + Art.

Es war Judy ernst mit der jungen Kunst, er reiste durch die DDR und hielt Vorträge, wie ein selbstbestellter Sachverständiger in Zeitgenossenschaft. Behelligt wurde er deshalb nicht. Aber das hätte sich wohl geändert, wäre der 9. November 1989 nicht gekommen. Ich erinnere mich noch genau, dass – kaum von dieser Tag am Himmel – Gerd Harry Lybke in der Redaktion dieser Zeitung in Frankfurt auftauchte. Er besuchte unseren damaligen Kunstkritiker Eduard Beaucamp. Ich war Hospitantin und wurde Zeugin der sehr klaren Ansage, dass von jetzt an der Kunstbetrieb mit ihm – dem Judy – zu rechnen habe.

Er sollte recht behalten, wie sich schon bald zeigte. Und bis heute geht sein Konzept auf, weil er seine Authentizität bewahrt hat. Diese Glaubwürdigkeit ist gewiss weniger Ergebnis seiner DDR-Sozialisation als ein ureigener Charakterzug. Dass er an seinen Vorstellungen festhält, zum Beispiel was die Präsentation möglichst vieler seiner Künstler auf den wichtigen Kunstmessen von Basel bis Hongkong angeht, hat ihm auch Gegner eingebracht, namentlich Vertreter wohlsortierter Stände. Doch im Ganzen ist er bei seiner Linie geblieben, vielleicht ein Hauch von Kollektiv.

Da wäre noch das Schlagwort „Neue Leipziger Schule“, das um die Welt ging. Es ist eng mit der Galerie Eigen + Art verbunden. Lybke findet, dass dieser Begriff – in Anlehnung an die in den Sechzigern in der DDR begründete „Leipziger Schule“ mit Werner Tübke, Wolfgang Mattheuer oder Bernhard Heisig – von Journalisten und Sammlern geprägt wurde, damit sie verschiedene Künstler leichter unter einen Hut bringen konnten. Wahr ist allerdings, sagt er, dass es Neo Rauch war, der unbestrittene Star unter diesem Etikett, „der das Tor zur Malerei aufgestoßen hat“. Seit den Neunzigern vertritt die Galerie Neo Rauch, der ihr seinerseits die Treue hält. Wie auch einige seiner inzwischen ebenfalls bekannten Schüler. Was dabei



„Er stieß das Tor zur Malerei auf“: Gerd Harry („Judy“) Lybke ist seinem Star Neo Rauch (unten rechts) treu geblieben. Neo Rauch ihm auch.



oft verkannt wird: dass diese Maler keineswegs Leipziger Lokalgewächse sein müssen. So ist Tim Eitel in Leonberg geboren, David Schnell in Bergisch Gladbach. Sie kamen nach Leipzig, um bei Neo Rauch zu studieren, als der, selbst einst Schüler dort, von 2005 bis 2009 an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Professor war.

Was aber ist geschehen, seit der 22 Jahre alte Judy die „Unkonkreten“ in seiner Leipziger Mini-Wohnung zusammenführte? Was hat sich in den 25 Jahren seit dem Mauerfall verändert? Jedenfalls schlug die Stunde des Impresarios im klassischen Sinn des Worts. Und der Kunstmarkt ist zu einer globalen Attraktion geworden, mit Preisen vor allem für zeitgenössische Kunst, die durch die Decke gehen können, auch wenn die mehr als eine Million Dollar, die ein Gemälde von Neo Rauch kosten kann, noch immer nur die wenigsten Künstler schaffen. Diese Marktentwicklung kann erschrocken machen, sagt Gerd Harry Lybke. Persönlich allerdings freut er sich darüber, er will das Tempo jedenfalls mitgehen. Für sich und für die Künstler der Galerie. Für die, die schon zu ihr gehören, und für die, die noch dazukommen.

Also: What's next? Zunächst das, was bleibt: Das Konzept von Eigen + Art hat sich im Kern nicht gewandelt. Gearbeitet wird als Team, auch wenn ein kleines Unternehmen daraus geworden ist. Die Galerie sind wir alle zusammen, sagt Lybke, er betrachtet sich nur als eine Art Frontmann. Und ohne die Künstler geht sowieso nichts. Alle Mitarbeiter halten ständig Ausschau nach jungen Talenten. Für die hat Eigen + Art in Berlin das „Lab“ eingerichtet, eine Experimentierbühne. Genau in diese Richtung soll es weitergehen. Es geht nicht um Antworten, sagt Judy, es geht um Fragen. So hat ja auch alles angefangen. ◀

UND SIE DACHTEN, SIE KÖNNTEN SICH NIE ONLINE VERLIEBEN.

Entdecken Sie unsere Livestream-Auktionen
CHRONO24: LUXUSUHREN
CHRONO24: UHRENWELTEN
12. & 27. Nov., 18 Uhr



VACHERON CONSTANTIN
PATRIMONY, REF. 86020

auctionata

Wenn Sie Auktionen mögen, werden Sie Auctionata lieben. Nutzen Sie die Möglichkeit, weltweit an spannenden Livestream-Auktionen teilzunehmen. Entdecken Sie die große Auswahl an kostbaren Kunstwerken, die von erfahrenen Experten geschätzt und verifiziert wurden. Jedes dieser Stücke hat eine eigene Geschichte – schreiben Sie das nächste Kapitel. Liefern Sie jetzt für unsere Auktionen ein.

www.auctionata.de



Fehlt nur noch die passende Musik: Die Lampen von Lasvit sollen an die Beleuchtung in den beeindruckendsten Opernhäusern der Welt erinnern, zum Beispiel in der New Yorker Metropolitan Opera (ganz links), in der Mailänder Scala (oben) oder im Moskauer Bolschoi-Theater (rechts).

Besser unpolitisch...

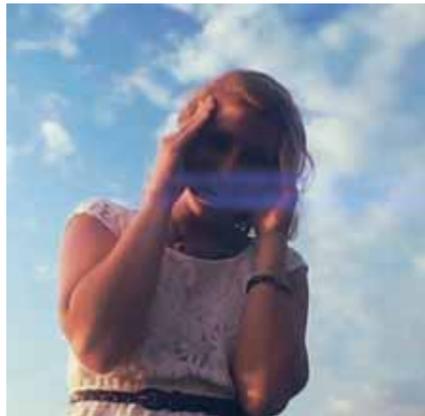
... geben sich hingegen Prominente. In den Vereinigten Staaten meint ein Professor der University of Tennessee herausgefunden zu haben, dass Stars, die das politische Geschehen kommentieren, an Popularität verlieren. Jedenfalls bei den Fans, die ganz anderer Meinung sind.



Grapefruit-Likör von Stellacello schmeckt noch nach Sommer, wenn der schon lange vorbei ist.



Am Sonntag vor 25 Jahren fiel die Berliner Mauer. Für Germanmade hat sich der Mauerkünstler Thierry Noir auf iPad-Hüllen verewigt.



Verlobung – geht heute nicht mehr ohne Ring. Wer es super ernst meint, hält mit der RingCam, einer Schachtel mit Kamera, die Reaktion der Liebsten im entscheidenden Moment fotografisch fest.



Auch einen texanischen Restaurantbesitzer begrüßte Barack Obama (hier 2008 mit Michelle) jetzt betont cool per „fist bump“. Ist das seriös genug?



Wer weiß, ob diese Schale die Daily Soap im Fernsehen überlebt. Anspruch auf die schöne Beschreibung hat Jung Porzellan schon mal.

OLIG

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*



Violet Kiani schreibt in ihrem neuen Buch „Miss Violet goes Istanbul“ (Umschau-Verlag) über die Gründe für eine Reise nach Istanbul. Einer der vielen Reise-Anlässe wäre schon mal das gute Essen.



In den bunten Anzügen der Marke Bright Company, die natürlich in Brighton sitzt, faulenzten auch Fünfjährige den Tag durch.



HB

HEINZBAUER
MANUFAKT



Ihr heimliches Vorbild ist Kim Kardashian: Beauty-Bloggerinnen mit Migrationshintergrund tragen dick auf. Aber auch deutsche Mädchen lieben sie inzwischen für ihre Schminkkünste.

Von Meltem Toprak
Foto Andreas Müller

Wie gemacht

Merna Hermez, genannt Merna Mariella, ist auf vielen Kanälen unterwegs. Auf Youtube zeigt sie, wie sie sich schminkt: Unter dem Titel „Get ready with me“ bereitet sich die Einundzwanzigjährige Schritt für Schritt auf ein Date vor. Auf Instagram stellt sie Bilder, um auf ihre Videos aufmerksam zu machen. In Follow-me-around-Videos teilt sie zudem ihr privates Leben, so dass jeder daran teilhaben kann. Wenn es dann noch Fragen ihrer Follower gibt, antwortet sie wieder im Video.

Für ihre Zuschauerinnen ist das so, als könnten sie sich mit dem hübschesten Mädchen der Schule anfreunden und von ihr erfahren, woher sie das neue Kleid hat und wie sie sich schminkt. Dabei ist Make-up nicht Mernas einziges Thema. Die Follower sind auch an ihrer Beziehung, ihrer Ausbildung und ihrem Lebensstil interessiert. Ihr Beauty-Kanal dient auch als Projektionsfläche zur Identitätsfindung von Mädchen einer islamisch geprägten Kultur.

Merna Mariella nahm schon an einem Schönheitswettbewerb in Waldkraiburg in Oberbayern teil. Zur Fashion Week in Berlin wurde sie von Maybelline eingeladen. Ihre Leser vergleichen sie mit dem australischen Supermodel Miranda Kerr, der türkischen Schauspielerin Tuba Büyüküstün oder der indischen Schönheitskönigin Aishwarya Rai. Aber immer wieder wird sie gefragt: „Aus welchem Land kommst du?“

Ihre Leserinnen, viele sind orientalische Mädchen, möchten sie einordnen und ihre Religion erfahren. Einst sagte sie, dass sie als Irakerin Christin ist. Weil sie dafür kritisiert wurde, redet sie heute ungern über ihre Konfession. Dabei musste Merna, eine gebürtige Aramäerin, im Alter von sechs Jahren mit ihrer Familie aus dem Irak flüchten, wo sie als Christen verfolgt wurden.

In Augsburg ging sie zur Schule. Im Alter von 18 Jahren begann sie eine Ausbildung zur Rechtsanwaltsfachangestellten in München. Ihre Videos dreht sie in ihrer Wohnung meist nach der Arbeit und an Wochenenden. Die Nachbearbeitung dauert lange. Denn das Make-up ist intensiv, die Videos sind professionell.

Freunde und Fremde hatten sie schon immer auf ihr Make-up angesprochen. Also beschloss sie, selbst einen Youtube-Kanal zu gründen, auf dem sie mit Produkten

von Mac, L'Oréal oder Urban Decay zeigt, wie man ihre Looks nachschminken kann. Doch sie empfiehlt auch Billigmarken aus deutschen Drogerien, wo viele Schülerinnen ihre Schminkutensilien kaufen.

Neben der amerikanischen Bloggerin Carli Bybel zählt sie auch die deutschen Slimani-Schwwestern zu ihren Vorbildern. Geprägt wurde sie vom Styling ihrer Tanten auf arabischen Hochzeiten. Auch die Münchner Innenstadt mit ihren Menschen bietet ihr Anregung. Unter ihren Zuschauern seien viele dunkelhaarige orientalische Mädchen, die sich an ihrem Typ orientieren könnten, aber auch helle Typen: Merna spricht auch Blonde an.

Ihren Stil beschreibt sie als weiblich und arabisch. Für manche sei ihre Art, sich zu schminken, zu extrem. Für eine Südländerin wiederum sei es natürlich, findet sie selbst. Eine Operation kommt für sie nicht in Frage, obwohl sie wie jede Frau manchmal unzufrieden mit ihrem Aussehen ist. Sie habe gelernt, ihren Körper zu akzeptieren. Die dominante Nase und die Zahnücke scheinen bei ihrem sonst so perfekten Look auch Sympathien zu wecken.

Für sie ist ihr Hobby eine Kunst. Sie probiere gerne an der Leinwand etwas Neues aus und unterstreiche damit ihre Schönheit, ohne sie zu übermalen. Zum Frau-Sein gehört für sie das Schönmachen und das Einkleiden. Auf ihrem Modeblog präsentiert sie auch Kleider von Primark, Zara und Asos, nach denen sie ihr Make-up abstimmt. „Man muss nicht alles zeigen, aber man kann sich schön weiblich anziehen.“ Da sie von Natur aus zierlich ist, wollte sie eine Zeitlang zunehmen, damit die Kleider besser sitzen. Aber nun gibt sie sich mit ihrer Figur zufrieden. Sie ist selbstbewusst und zeigt sich vor der Kamera und zur Arbeit durchaus auch ungeschminkt.

In ihrem Tutorial „Alltags-Make-up“ benutzt sie 14 Produkte. Es beginnt mit einer Foundation für ein „ebennmäßigen Hautbild“. Mit einer Bürste trägt sie flüssiges Make-up auf, unterhalb der Augen einen Concealer. Anschließend pudert sie ihr Gesicht fixierend ab. Bevor sie einen Lippenstift aufträgt, balsamiert sie ihre Lippen. Mit einem Augenbrauenstift malt sie sich die gewünschte Form auf, mit einem Puder verdichtet sie diese. Für Ordnung und Haltbarkeit sorgt ein Gel. Allein drei Produkte verwendet sie für die Brauen, die ihr nicht üppig genug

Fürs Alltags-Make-up braucht sie 14 Produkte: Merna Hernez („Merna Mariella“), die ihr Zimmer in ein Studio verwandelt hat, will aber einen natürlichen Look.

sind. Damit der Lidschatten nicht bröseln, trägt sie eine Grundierung auf. Für den Alltag bevorzugt sie erdige Töne, doch auf Schimmer verzichtet sie nicht: Erst wird das bewegliche Lid mit einem cremigen Gel-Lidschatten gefärbt, dann wird das Auge innen und unterhalb der Braue betont, anschließend für einen weichen Look die Lidfalte ausgeblendet. Die Wimpern werden zuerst einmal gebogen. Ihre Lieblingstusche verleiht ihr schöne lange Wimpern. Fürs Volumen nutzt sie eine weitere Tuschke. Für ein Abend-Make-up würde sie zur Verstärkung noch einen Lidstrich ziehen und falsche Wimpern einsetzen.

Der Look, den sie im Entstehen kommentiert, ist aber auch so noch nicht fertig. Zur Konturierung des Gesichtes bepudert sie ihre Wangen. Mit einem Blush sollen sie in Roségold erröten. Zum Abschluss trägt sie einen Gloss auf und bittet die Zuschauerinnen noch, das Video zu liken. Alle Produkte, die sie vorführt, sind in der Infobox verlinkt. Das sind „Affiliate Links“, an denen sie etwas verdient, wenn über diesen Hinweis etwas verkauft wird. Produkte, die ihr zugeschickt werden, markiert sie. Noch verdient sie nicht viel daran. Ihre Ausbildung macht sie weiter.

Sie macht immer mehr Videos, sie heißen „Abschmink-Routine“, „Drogerie Haul“ oder „Green Arabic Make Up Look“. Manchmal präsentiert sie auch ihre Erlebnisse, beispielsweise ihren ersten Besuch in der Hauptstadt mit ihrem Freund. Sofort wollen die Mädchen dann wissen, wo sie den Freund kennengelernt habe, ob sie eines Tages heiraten und Kinder haben wolle. Sie postet Bilder von der Hochzeit von Kim Kardashian, ein Familienfoto des Popstars Beyoncé oder das Bild einer eleganten Frau in High Heels mit Kindern an beiden Händen. Beschriftung: „me when I become a mother one day“.

Eine Familie möchte auch Nihan Sen. Verlobt ist sie schon, wie sie den mehr als 177.000 Abonnenten ihres vor sechs Jahren gegründeten Kanals Nihan0311 mitgeteilt hat. In einem so kinderfreundlichen Land wie Deutschland bringe es keine Schwierigkeiten mit sich, Mutter zu sein. In einem Land, in dem Frauen gleichgestellt sind, sei sie gerne eine Frau, meint die Vierundzwanzigjährige. In Corum in Anatolien, woher ihre Eltern kommen, sei es hingegen schwierig, eine Frau zu sein.

Das heißt nicht, dass sie nicht traditionell wäre. Sie erwartet einen gepflegten Partner, der vernünftig und treu sei, der ein guter Vater werde und die Familie versorge, sie aber auch beruflich unterstütze. Arbeit und Familie zu vereinbaren – darüber macht sie sich keine Sorgen. Die Zeit für die Familie wird sie sich nehmen. Sie will es genießen, Mutter zu sein.

Die Studentin der Germanistik und Geschichte spricht aus ihrem Zimmer in Bielefeld zu ihren Zuschauern wie eine große Schwester – und hat so Einfluss auf Schönheitsvorstellungen in Deutschland. Für Schönheit gebe es kein ideales Rezept, meint sie. Aber mit Make-up könne man die eigene natürliche Schönheit betonen. Auch ungeschminkt fühlt sie sich schön. Den Look hübscher Menschen, die ihrem Typ ähnlich seien, schminke sie gerne nach. Aber Vorbilder seien für sie Menschen, die ihr etwas geben könnten, wie ihre Mutter, die sie als starke Frau beschreibt. Familienwerte sind ihr wichtig. Gastaufritte hat sie auf dem Youtube-Kanal ihrer Tante, die als berufstätige Hausfrau ihre Kochrezepte teilt. Respekt vor den Älteren und Familienzusammenhalt, wie sie es als Einwandererkind in ihrer türkischen Kultur erfahren hat, möchte sie weitergeben.

Wie Gemalt

Viele Mädchen in Deutschland setzen sich mit ihrem Körper auseinander, sie geben mehr acht auf ihr Aussehen als je zuvor. Aber wie erstrebenswert ist es eigentlich, schön auszusehen? Birgt der Schönheitswahn nicht auch Gefahren? Wird damit nicht wieder ein traditionelles Frauenbild eingeführt? Viele definieren sich über ihr Aussehen. In der Selbstoptimierung steckt Arbeit, die auch auf dem Arbeitsmarkt von Bedeutung ist. Sie kostet aber Geld und Zeit, und sie stößt immer wieder an natürliche Grenzen. Auch wenn es vielen Frauen gefällt, wie sie in ihrer weiblichen Rolle bewundert werden: Ist ihnen eigentlich bewusst, dass sie ein selbstbestimmtes Leben am ehesten durch Bildung und Arbeit erreichen?

Der Feminismus hat sich gegen die Körperlichkeit aufgelehnt und für gesellschaftliche, politische, wirtschaftliche Gleichstellung gekämpft. Von dieser Art der Emanzipation emanzipieren sich diese jungen Frauen, denen nichts schöner ist, als sich in ihrem Körper wohlfühlen, die sich der Welt mit dem zeigen, was sie können.

Nihan ist es wichtig, ein gesundes Körperbewusstsein zu vermitteln. Sie sei gerne schlank und mache Sport, um sich körperlich und mental besser zu fühlen. Ihr beliebtestes Video soll aber zeigen, dass jeder Körper individuell ist. Sie selbst sei ungerne zu schlank, denn das wäre nicht weiblich genug. „Eine Kim Kardashian sieht mit ihren Rundungen besser aus als eine abgemagerte Keira Knightley.“

Sie steht gerne vor der Kamera und erhofft sich mit Youtube neue Möglichkeiten. Von Beautymarken wird sie bereits eingeladen und in Szene gesetzt. Doch viel Haut könne sie nicht zeigen. Die türkische Community kritisiert sie, sowohl digital als auch in dem Dorf in der Nähe von Bielefeld, woher sie kommt. Während des Fastenmonats Ramadan werden ihre Outfits provozierend nach islamischer Vorschrift kommentiert. Über ihre Konfession, die sie nicht öffentlich macht, rätseln auch ihre Follower. Sie stößt Debatten an, indem sie zu dem Sivas-Massaker oder dem Grubenunglück in Soma Erinnerungsbilder veröffentlicht. Doch wirbt sie immer wieder für einen respektvollen Umgang zwischen Religionen, auch den gespaltenen sunnitischen und alevitischen Muslimen der Türkei. Islam als Integrationshindernis? Auch solche Kommentare kritisiert sie. Woraufhin wieder eine Diskussion über die Weltreligionen entsteht.

Auch Hanadi Diab gibt politische Statements ab, zum Beispiel zum Nahost-Konflikt: „You don't need to be muslim to stand up for Gaza, you just need to be human.“ Wenn sie dazu aufruft, dass die Araber „endlich mal etwas dagegen tun sollten und zusammenhalten“, wird in fast

600 Kommentaren gestritten. Lange Diskussionen entfacht sie auch durch ihre eigentliche Arbeit. Die libanesische Make-up-Artistin polarisiert mit ihrem Schmink- und Kleidungsstil. „Haram“ schreiben jene Nutzer, die in Hanadis Coragen von Marken wie Zara verbotene Freizügigkeit für die richtige Muslima sehen. Bei einem Besuch in der Moschee während des Urlaubs in Dubai wird ihr Make-up zum Kopftuch kritisiert. Über Religion und Politik, meint sie dann, wolle sie nicht auf Instagram sprechen. Wer sich für Make-up nicht interessiere, habe auf ihrer Beauty-Seite nichts verloren. Bei einem Look mit glitzernd grünem Augen-Make-up und pinkfarbenen Lippen gehen die Meinungen stark auseinander. Kommentare münden oft in Beleidigungen, aus denen verbale Zickenkriege über Religion, Kultur und Äußerlichkeiten entstehen. Dabei sind diese Äußerlichkeiten für viele Nutzerinnen ihr Beruf. Über die Kommentarfunktion auf Instagram verweisen manche Abonnenten auf ihre Make-up-Dienstleistung. Hanadi selbst führt inzwischen einen Beautysalon in Stuttgart, von wo sie ihren 213.000 Followern mit ihrem Handy als ständigem Begleiter gelegentlich antwortet. Auf Instagram tummeln sich also vor allem Mädchen, die an ihren Dienstleistungen interessiert sind.

Am häufigsten gebucht wird die Augenbrauenpigmentierung – 500 Euro für drei Sitzungen. Dabei wird das permanente Make-up mit einer Akupunkturnadel in die mittlere Hautschicht gestochen. Makellos verlaufende Augenbrauen gelten in ihrer Kultur als Schönheitsideal, auch wenn die Prozedur schmerzhaft ist. Am zweithäufigsten wird das Schminken nachgefragt, unter anderem das Hochzeits-Make-up.

Mit diesen zwei Leistungen hat sie sich einen Namen gemacht. Sie arbeitet viel. Ihren Erfolg zeigt sie gerne mit Louis-Vuitton-Taschen und Luxusurlaube, zu schweigen von Make-up-Einkäufen, deren Resultate sie in Dutzenden Selfies festhält. Nach ihrer Ausbildung zur Kosmetikerin sammelte sie über soziale Medien tausende Fans, indem sie ihre Vorher-Nachher-Ergebnisse teilte. Wer geschminkt sein möchte wie Hanadi Diab, muss sie in ihrem Beauty-Salon in der Stuttgarter Innenstadt besuchen. Viele nehmen eine stundenlange Anfahrt in Kauf, um sich von der Siebenundzwanzigjährigen verschönern zu lassen. Sie hat viele Nachahmer. In Videos zeigt sie neben starken Looks beispielsweise das Highlighten und Konturieren, das durch den Make-up-Künstler von Kim Kardashian so beliebt ist, dass selbst deutsche Drogeriemarken ihr Sortiment anpassen.

Längst ist sie zu einem Star der Szene geworden. Selbsternannte Make-up-Artisten gibt es in Deutschland mittlerweile in jeder Stadt. Gilt ihre Ästhetik den einen als unnatürlich und maskiert, gehören formvollendete Augenbrauen, falsche Wimpern und glühende Wangen für viele zum Inbegriff weiblicher Schönheit. Hanadi Diab macht aus jeder Frau eine Puppe, indem sie das Gesicht bearbeitet. „Jede Frau“, so ihr Konzept, „hat einen Zauber im Gesicht.“

In den Medien sind Mädchen ihres Typs und ihrer Geschichte selten. Modezeitschriften feiern große, dünne, natürliche Blondinen. Journalisten schreiben über Frauen, die sich Karriere statt Familie wünschen. Und das Fernsehen führt Prominente nach dem Modell amerikanischen Glammers vor. Weil die Medien abweichende Frauenbilder oft ignorieren, haben sich junge Frauen wie Hanadi Diab eine eigene Plattform für ihre Schönheitsideale und ihre Lebensmodelle geschaffen.



Weiblich und arabisch will sie sein: Merna Hermez



Sie spricht wie eine große Schwester: Nihan Sen



Ohne Kopftuch hatte sie Erfolg: Hatice Schmidt

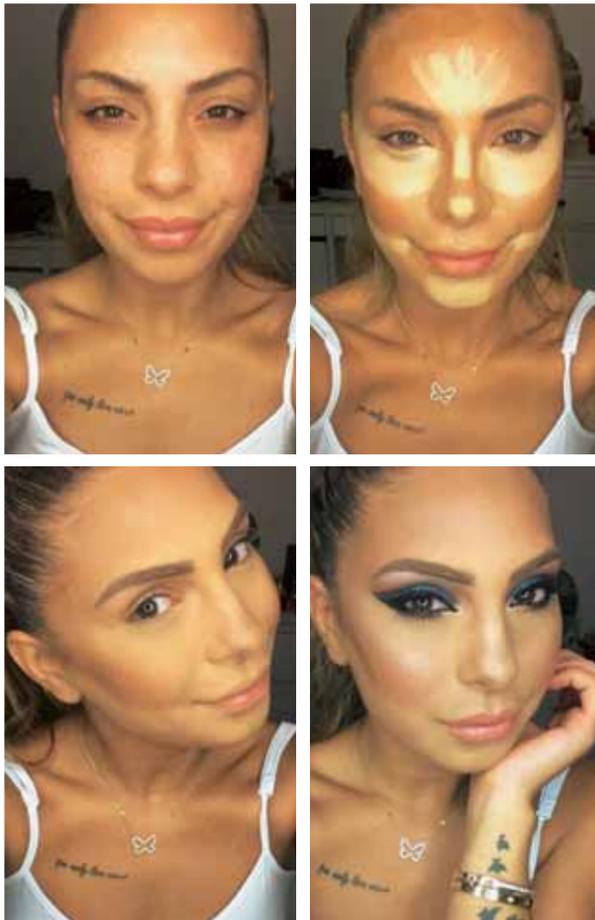
Sie zelebrieren die Lust an der Weiblichkeit. Ehefrau und Mutter zu werden dient ihrer Identität. Sie bewegen sich in der binären Geschlechterordnung. Doch mit ihrer Arbeit emanzipieren sie sich auch. Sie arbeiten hart daran, das schöne Geschlecht zu sein. Hanadi Diab will auch kein antiquiertes Frauenbild befördern, sondern vor allem Stärke vermitteln. Schminke verleihe ihren Kundinnen Selbstbewusstsein und Frische, indem das Schöne hervorgehoben werde. Sie selbst fühlt sich geschminkt reifer und weiblicher. Von Druck oder einem Wettbewerb will sie nicht sprechen. Aber schon an ihr selbst wird deutlich, wie viel Zeit Frauen in dieses Bild investieren, wie sehr man Aussehen mit Ansehen verknüpft.

Ihre Lippen hat Hanadi nach europäischem Schönheitsideal aufgespritzt. Die meisten Deutschen, meint sie, legen nicht viel Wert auf Mode und Beauty; bei Südländern dagegen sei das wichtig. „Die Amerikaner und Araber sind den Deutschen voraus, was Mode betrifft, und sie legen viel mehr Wert auf Schönheit.“ Im Libanon gehöre das ohnehin dazu. So lasse sich ihre Mutter, die im Leben viel durchgemacht habe, nicht gehen und pflege sich.

Hanadi teilt neben Bildern von Köstlichkeiten aus der arabischen Küche auch Fitnessbilder. Fit und selbstbewusst möchte sie mit Sport werden, sie wolle gar nicht so dünn sein. Großen Frauen stehe es, doch mit ihren 1,60 Metern möchte sie weiblich wirken.

Kim Kardashian, das amerikanische Fernseh-Starlet mit armenischen Wurzeln, mit der sie manchmal verglichen wird, empfindet sie als eine sehr attraktive Frau. Den Lebenslauf des Soap-Stars betrachten viele arabische oder türkische Mädchen in Deutschland als unmoralisch. Doch von ihrem Lebensstil und ihrem Aussehen träumen sie. Ihre dichten, dunklen Haare und Brauen, ihre schwarzen Augen und auffälligen Kurven gleichen den äußerlichen Merkmalen vieler ihrer Fans. Die weibliche Silhouette und eine makellose Performance mit intensivem Make-up trifft auf Bewunderung. Denn sie verhält sich als Frau und Mutter ganz nach klassischem Rollenbild.

Hergebrachte Rollenmuster könnten bei einem türkischstämmigen Mädchen nach Kopftuch klingen. Aber



Sie legt viel Wert auf Schönheit, will aber kein antiquiertes Frauenbild befördern: Hanadi Diab

als es um eine Ausbildung ging, hat Beauty-Bloggerin Hatice Schmidt ihr Kopftuch abgelegt. Nach vielen Bewerbungen ohne Rückmeldung ließ sie sich ohne Kopftuch fotografieren. Nur zwei Tage nach ihrer abermaligen Bewerbung am selben Krankenhaus lud man sie zum Gespräch ein, und sie bekam einen Ausbildungsplatz zur Krankenschwester. Das Kopftuch war also das Hindernis. Sie fühlte sich gekränkt, denn sie trug es aus Überzeu-

gung. Mittlerweile denkt sie anders: „Ich möchte nicht nochmal ein Kopftuch tragen, weil ich diesen alltäglichen Vorurteilen nicht begegnen möchte. Es fängt in der S-Bahn an und hört beim Einkaufen auf. Heute lebe ich lieber die Freiheit, nicht auf ein Kopftuch reduziert zu werden.“

Mit Schönheitsprodukten setzt sich die gebürtige Berlinerin intensiv erst seit 2013 auseinander, als sie ihren Youtube-Kanal gründete. Sie hat keine Kosmetik-Ausbildung, sondern ist Autodidaktin. Ihr deutscher Mann, den sie vor zwei Jahren geheiratet hat, entwickelt mit ihr die Videos. Das Interesse an dem Mann hinter der Kamera ist groß. Sie bekomme unzählige Nachrichten von türkischen Mädchen, die einen deutschen oder afrikanischen Freund hätten und heiraten möchten, sich aber nicht trauten, weil nur ein Türke oder Gleichgläubiger in Frage komme: „Wie hast du das geschafft?“ Viele kritisieren sie aber auch wegen des deutschen Mannes: Sie sei kein gutes Vorbild, die Ehe ungültig und eine Sünde.

Zumindest was das Schminken angeht, hofft Hatice mit ihren Antworten helfen zu können. Das Mädchenhafte fehlt ihr hier in Deutschland. Zu künstlich mag sie es auch nicht. Wenn sie auf Instagram auf Frauen stößt, die von oben bis unten gestylt sind, frage sie sich schon: „Muss ich auch so rumlaufen?“ Sie möchte sich ohnehin nicht an Menschen orientieren, die ein anderes Leben führen. „Frauen wie Kim Kardashian werden von 20 Leuten geschminkt. Unsereiner geht arbeiten, wie soll er so aussehen können?“ Vorbilder seien für sie greifbare Menschen aus dem Alltag wie ihre Mutter.

Aber wo gibt es die sonst in Deutschland? Spontan fällt ihr keine Frau ein, mit der sie sich identifizieren kann. Nazan Eckes findet sie cool. Mehr türkische Mädchen sollten sich auf Youtube trauen, meint sie. „Warum versuchen es nicht mehr Türkinnen als Moderatorin oder Schauspielerin?“ Manche unsichtbaren Grenzen bleiben eben. Ganz ungeschminkt sagt sie zu all der Selbstverwirklichung durch Selbstdarstellung: „So etwas wird in der türkischen Community nicht so gerne gesehen.“ ◀

GMUND

Papiermacher aus Leidenschaft.
Kommunikationsträger für beeindruckende Markenauftritte.
Papiere mit herausragender Ästhetik und natürlicher Haptik.
Heimatverbunden, umweltbewusst, modern.
Seit 1829.

www.gmund.com



„JOGGINGHOSEN EIN ALBTRAUM“



Ihr erster Fernsehbeitrag drehte sich um ein Wildschwein aus der Eifel. Seitdem ist **Bettina Böttinger**, die 1956 in Düsseldorf geboren wurde und in Bonn Germanistik und Geschichte studierte, im WDR viel herumgekommen. Erst moderierte sie „Parlazzo“ (seit 1991), dann wurde sie mit „B. trifft ...“ bekannt. Beim „Kölner Treff“ befragt sie ihre Gäste nun schon seit acht Jahren so freundlich wie hartnäckig. Die Moderatorin, die auch Sendungen produziert, ist vielfältig sozial engagiert. Obwohl aus Düsseldorf, ist sie Köln-Fan. Aber sie lebt in der Eifel.

Was essen Sie zum Frühstück?

Klingt schrecklich, schmeckt göttlich: warme Dinkelgrütze mit Apfelkompott, Walnüssen und Leinöl.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Ich bin so gar keine Shopping-Queen und schleppe mich zwei bis drei Mal im Jahr auf die Kö in Düsseldorf. Schließlich habe ich wegen der vielen Sendungen einen erhöhten Kleidungsbedarf. Leider hat mein Lieblingsgeschäft Eickhoff im Mai die Pforten geschlossen. Dort waren die besten Modeberater und die beste Mode sowieso.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Nein, so gar nicht. Da muss schon mal ein Glas Champagner helfen.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Es ist eine schlichte schwarze Abendtasche, die meine Mutter schon in den Sechzigern in Händen hielt. Ich könnte auch einen dreifarbigem Escada-Smoking nennen, den ich mir Anfang der Neunziger für die WDR-Sendung „Parlazzo“ gekauft habe. Solche Kleidungsstücke kann man im Kölner Karneval wunderbar auftragen!

Was war Ihre größte Modesünde?

Ich habe mal versucht, zu einem Abendkleid sündhaft teure Schuhe mit 13-Zentimeter-Absatz zu tragen. Leider musste ich den Abend im Sitzen verbringen. Seitdem stehen die teuren Dinger im Schuhschrank ganz hinten.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Ein Albtraum. Niemals!

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Tilda Swinton haut mich um. Sie ist mutig, stilsicher, unkonventionell. Bei der Berlinale-Eröffnung trug sie ein Laufsteg-Outfit von Schiaparelli. Schwarzer Oversize-Smoking, offene Sandalen, knallroter Lippenstift. Der Hingucker, zwischen den doch oft spießigen Abendkleidern, die gelegentlich wirken wie Bonbonnieren aus Stoff.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?

Ich habe zwei linke Hände. Die Frage erübrigt sich also.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Da bin ich leidenschaftlich. Ich schwärme für gutes Porzellan und feine Gläser. Meine Mutter hat mir zum 40. Geburtstag ein komplettes KPM-Service geschenkt. Großartig! Bis heute ist kein einziges Teil zerbrochen.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Derzeit versuche ich, mit orientalischem Linsensalat als Vorspeise und Lammkeule mit sehr viel Knoblauch als Hauptgang zu punkten.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

Im Abo habe ich F.A.Z., „tageszeitung“, „Süddeutsche“, „Spiegel“, „Zeit“ und „Feinschmecker“. Aber besonders gerne blättere ich, offen gestanden, in „Dogs“.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

Ich schätze „BILDblog“ und „Postillon“. Und ich hoffe auf die Krautreporter!

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?
Letzte Woche. Leider war es ein Kondolenzbrief.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?

Ich habe kein „Lebensbuch“. Als letztes hat mich „Stoner“ von John Williams sehr beeindruckt. Alles von Silvia Bovenschen ist großartig, von den Amerikanern schätze ich Richard Yates besonders.

Ihre Lieblingsvornamen?

Julia und Ansgar.

Ihr Lieblingsfilm?

Das wechselt. Mein aktueller Favorit: „Grand Budapest Hotel“.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Definitiv mit Auto. Seit frühester Kindheit faszinieren mich Autos.

Tragen Sie eine Uhr?

Ja. Ich fühle mich ohne Uhr geradezu nackt, habe mehrere – und trage sie dem Anlass entsprechend.

Tragen Sie Schmuck?

Ketten trage ich nur in meiner Talkshow „Kölner Treff“. Ringe an meinen Händen muss ich immer spüren.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Derzeit „Vetiver Extraordinaire“ von Frédéric Malle.

Was ist Ihr größtes Talent?

Ich habe meine Freundin gefragt. Sie hat einfach die Augen verdreht.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Meine Freundin.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?

Mit Essen und Trinken.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Auf jeden Fall mein Dackel. Mit Hunde-Themen kommt man durch jede Gesellschaft.

Sind Sie abergläubisch?

Nö.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

Mein letzter schönster Urlaub war in Zeeland in Südholland.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

In Südholland.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Kommt auf das Essen an. Sehr gerne deutschen Riesling oder Spätburgunder von der Ahr. Es darf aber auch sehr gerne ein Pinot Noir aus Burgund sein. Ein sehr guter Bordeaux ist unübertroffen. Und, und, und.



Roségold, bildschön, formvollendet:
die neue Lux. Einzelstücke, mit Liebe gefertigt.
nomos-glashuette.com, nomos-store.com

NOMOS
GLASHÜTTE



CELLINI DUAL TIME

Cellini

DIE KLASSISCHE ROLEX ARMBANDUHR

—

ROLEX PRÄSENTIERT DIE NEUE CELLINI KOLLEKTION, EINE MODERNE HULDIGUNG AN DEN KLASSIZISMUS UND DIE IMMERWÄHRENDE ELEGANZ TRADITIONELLER ZEITMESSER. DIESE NEUE KOLLEKTION UMFASST ZWÖLF KLASSISCH INSPIRIERTE MODELLE, IN DENEN SICH DAS KNOW-HOW UND DIE PERFEKTIONSANSPRÜCHE VON ROLEX AUFS BESTE MIT EINEM ANSATZ ERGÄNZEN, DER DEM UHRMACHERISCHEN ERBE IN SEINER ZEITLOSESTEN FORM DIE REVERENZ ERWEIST.

WEMPE

FEINE UHREN & JUWELEN

WWW.WEMPE.DE



ROLEX